



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Viertes Buch. Zurückgezogenheit. Erste Hälfte. Sprachwissenschaft.


[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

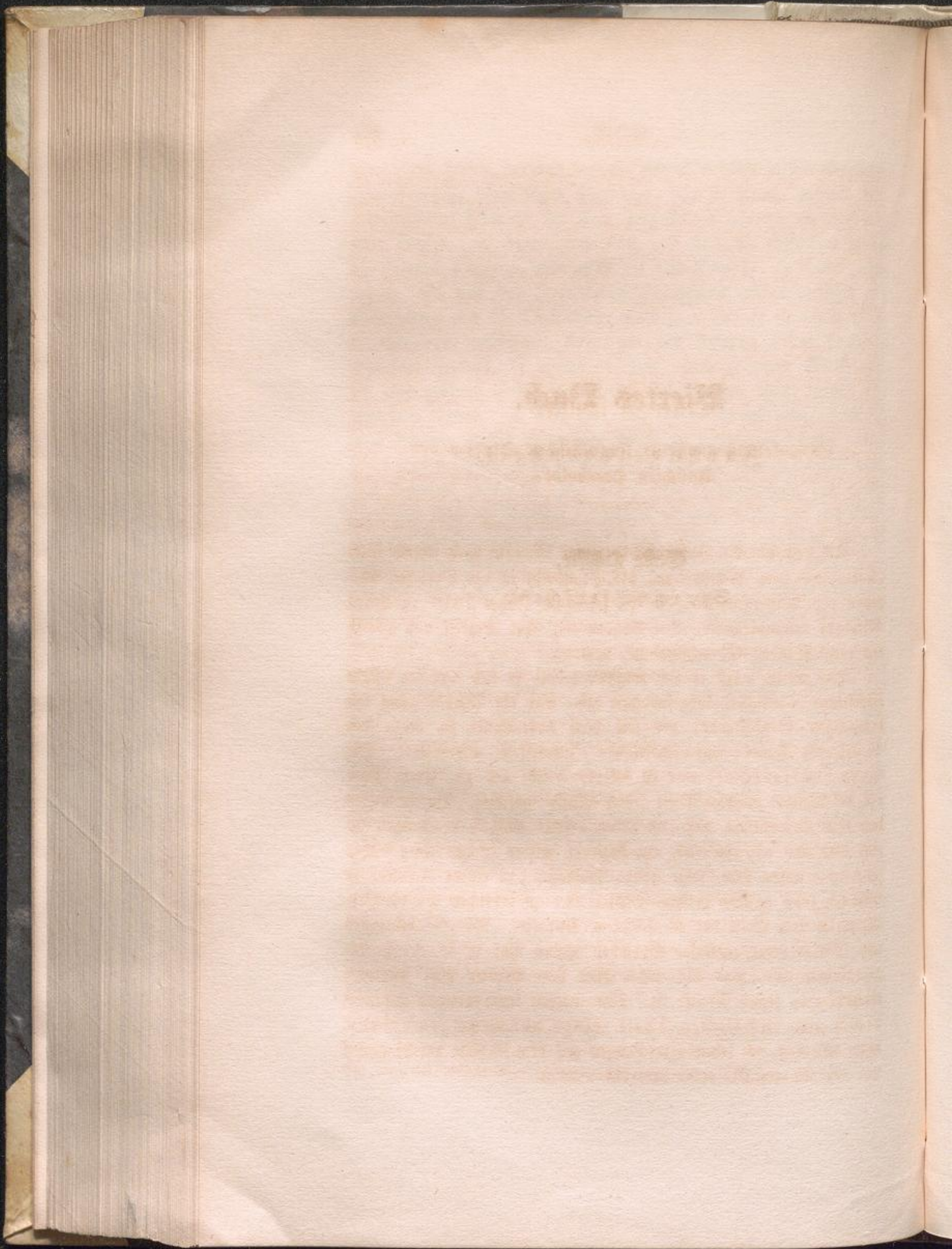
Viertes Buch.

Zurückgezogenheit.

Erste Hälfte.

Sprachwissenschaft.





Erster Abschnitt.

Entwicklungsgang der linguistischen Studien und Ansichten Humboldt's.

Es war am 29. Juni 1820, wenige Monate nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium, als Humboldt in der Berliner Akademie der Wissenschaften, die ihn schon im Jahre 1810 zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, eine Abhandlung über Begriff und Werth des vergleichenden Sprachstudiums vortrug.

Das Erste, wozu er sich wandte, sobald er sich von der Pflicht öffentlicher Thätigkeit losgesprochen sah, war die Beschäftigung mit demjenigen Gegenstande, der seit dem Aufenthalte in Rom den Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Interesse's ausmachte. Die Sprachwissenschaft war es sofort, welche bis zu seinem Tode den bei Weitem größten Theil seiner Muße ausfüllte. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß sein Leben bereits mächtig demjenigen zu eile, was uns alle erwartet, und begierig, wie er es von einer frühen Zeit an gewesen war, seine ganze Laufbahn „zu einem Resultat zu richten,“ fand er kein besseres Mittel, dies zu erreichen als die Vertiefung in den Geist der menschlichen Sprache. Die Grammatiken und Wörterbücher zahlloser Sprachen waren ihm in seiner Zurückgezogenheit das, was die Bibel oder das Brevier dem frommen Einsiedler in seiner Klause ist. Wir machen uns vertraut mit dem besten und wichtigsten Theil seines nunmehrigen Lebens, wenn wir uns mit seinen Forschungen auf dem Gebiete der Linguistik und der Sprachphilosophie vertraut machen.

Diese Forschungen jedoch reichen in ihren Anfängen in viel frühere Jahre zurück. Sie bilden außerdem ein in sich geschlossenes und selbständiges Ganzes. Es scheint zweckmäßig, auf sie da einzugehen, wo wir auf der Grenze zwischen dem früheren und späteren Leben des Mannes angelangt sind, und es scheint unerlässlich, sie mit Einem Male, gesondert und in ununterbrochenem Zusammenhange zu überblicken.

Wir erinnern uns leicht der Spuren, welche Humboldt ursprünglich auf die Linguistik hingeleitet hatten. In zahlreichen schwankenden Versuchen und tastenden Fehlgriffen hatte er in der Mitte der neunziger Jahre nach dem Coincidenzpunkt von Philosophie und Philologie gesucht. Eine Aesthetik, deren höchstgelegener Punkt der Begriff des Idealmenschen war, und eine Alterthumswissenschaft, welche die Kenntniß der griechischen Menschheit als ihr Ziel aussprach, hatte gleichmäßig von seinem Geiste Besitz ergriffen. Er hatte Beides zu combiniren versucht. Er hatte empirisch-philosophische Menschenkenntniß als den eigentlichen Gegenstand seines Bildungsstrebens bezeichnet. Von diesem Gesichtspunkt aus hatte er eine Charakteristik Pindar's, hatte er seine Uebersetzung des Agamemnon begonnen. Derselbe Gesichtspunkt hatte seine ästhetischen Arbeiten, seine Beobachtungen und Reflexionen auf dem Gebiete der Physiognomik beherrscht. Dazwischen waren die Eindrücke gefallen, die er auf seiner Reise nach Frankreich und Spanien davontrug. Jener Gesichtspunkt hatte sich einestheils nach der historisch-empirischen Seite hin erweitert: er hatte sich anderentheils nach der Richtung der Innerlichkeit vertieft. Die Empfindung des Gegensatzes seiner eignen Deutschheit gegen das fremde Nationale hatte endlich den Ausschlag gegeben, und das Studium französischer und spanischer Literatur war das letzte, äußerliche Vermittelungsglied geworden, durch das er bei philosophisch-historischer Sprachvergleichung anlangte. Er hatte frühzeitig eine Ahnung von dem in seiner Seele getragen, was er zuerst gegen Ende des Jahres 1799 mit Entschiedenheit als seine wissenschaftliche Bestimmung aussprach. Schon bei Gelegenheit der Vossischen Homerübersetzung, und wieder, als Schiller seine Absicht, Griechisch zu lernen, ausdrückte, hatte er diesem gestanden, daß er lange darauf aus sei, die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten irgend einer gegebenen Sprache bringen und

nach denen man sie schildern könnte.¹⁾ Allein noch, hatte er hinzugefügt, sehe er das Mittel dazu nicht ein. Diese alten Träume waren jetzt, seit der spanischen Reise, um Vieles heller geworden. Sie hörten auf, Träume zu sein, seit ihn die Sonne Italiens beschien. In Rom war es, wo sein ganzes Wesen die letzte Reise erhielt; in Rom war es, wo er inne ward, daß es für ihn kein anderes Studium gäbe als Sprachstudium, daß das einzige „Behülfel“ zum Verständniß der Welt für ihn in der Sprache läge. Nichts machte ihn von nun an in dieser Ueberzeugung irre. Er hatte die Losung seines ganzen späteren wissenschaftlichen Lebens ein für alle Mal ausgesprochen. Unverbrüchlich blieb fortan die Sprache der Angelpunkt, um welchen alle seine Gelehrsamkeit und alle seine Philosophie sich herumbewegte, ja der Compaß, der ihn bei aller Zerstreuung und Mannigfaltigkeit seines Thuns und Treibens fortwährend orientirte. Wenn er früher mit seinen literarischen Projecten bald zu einem politischen, bald zu einem culturhistorischen, bald zu einem philologischen, ästhetischen oder literar-historischen Thema gegriffen hatte, so ward nunmehr die Sprachwissenschaft das Eine Thema seiner Arbeiten. Zwar vollendete er noch im Jahre 1816 seine Uebersetzung der Aeschyleischen Tragödie, zwar schrieb er auch noch nach dem Jahre 1820 den einen und anderen philosophischen oder ästhetischen Aufsatz: allein der sichtbar durchscheinende Hintergrund aller dieser Arbeiten war das linguistische Interesse. Zwar hatte ihn seit der Rückkehr aus Italien überwiegend die politische Thätigkeit in Athem erhalten: allein jede längere Pause inmitten dieser Thätigkeit war linguistischen Studien gewidmet gewesen. Sprachuntersuchung hatte ihn während seiner Gesandtschaft in Wien, Sprachuntersuchung hatte ihn während seines Londoner Aufenthalts beschäftigt.²⁾ Jedes Hinderniß, jedes ablenkende Interesse war endlich beseitigt. Er war frei. Er hatte Muße. Vom ersten Augenblick an konnte seine Freiheit und seine Muße keinem anderen Gegenstand als der Sprachwissenschaft angehören.

War ihm aber nur allmählig seine Bestimmung für das Sprach-

1) An Schiller, den 14. September und den 20. November 1795, Briefwechsel S. 201 und S. 305.

2) Vergl. an Wolf, den 22. November 1819, G. B. V. 305.

studium aufgegangen, so lag nicht minder zwischen diesem Zeitpunkte und der Stunde, in welcher ihn der Tod von demselben abrief, eine lange Entwicklung. Es war ein weiter Weg von dem Studium des Provenzalischen und des Baskischen bis zur Abfassung der großen Abhandlung „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus.“ Nur durch den Fleiß manches Tages und mancher durchwachten Nacht bildete sich das Aperçu, daß die Sprache ein Schlüssel zum Verständniß alles Menschlichen sei, zu der mit Virtuosität geübten Kunst aus, sie wirklich als einen solchen Schlüssel zu brauchen. Nicht blos der Umfang seines Wissens, sondern auch die Tiefe seiner Ansichten und die Art und Weise der Behandlung war in einem steten Fortschritt begriffen. Es ist möglich, diesen Fortschritt stufenweise zu verfolgen und nach bestimmten Epochen zu charakterisiren.

Die erste Stellung, die er der Sprache gegenüber einnahm, entsprach dem ersten Anlaß zu eingehenderem Studium. Er begann, das Baskische zu studiren, weil er sich bei seiner Reise nach Spanien für Land und Volk der Basken interessirte. Wenn er eifrig nach den Trümmern altvaskischer Lieder suchte, so geschah es nicht blos der Sprache wegen, sondern zugleich, um womöglich durch dieselbe über die älteste Geschichte, über Religion und Sitten der alten Basken Aufschlüsse zu gewinnen. Der ursprüngliche Gesichtspunkt mithin, der ihn bei seiner Beschäftigung mit dem Baskischen leitete, war der ethnographisch-historische, und das Sprachstudium erschien ihm als eine „Hilfswissenschaft des Geschichts- und Völkerstudiums.“ Es war seine Absicht, wie er 1812 dem Publicum ankündigte, eine „Monographie des Baskischen Volksstammes“ zu liefern. Er wolle sich bemühen, heißt es in dieser Ankündigung, „die Basken nach ihren Sitten, ihrer Sprache und ihrer Geschichte zu schildern, um danach die Frage entscheiden zu können, ob sie ein abgesonderter Volksstamm, oder nur ein Theil eines anderen größeren sind, und sie in der einen oder anderen Eigenschaft in der Geschlechtstafel aller Völkerstämme richtig zu classificiren.“¹⁾ Diese angekündigte Monographie nun freilich erschien nicht, und nur Bruch-

1) „Ankündigung“ in F. Schlegel's deutschem Museum, Bd. II. Heft 12 S. 487 und S. 490; Zusätze zum Mithridates im 4. Bde. des Mithridates S. 351; vergl. oben S. 291, Anmerkung 2 und 3.

stücke oder Materialien zu dem ersten Abschnitt derselben sind uns in den „Reisefkizzen aus Biscaya“ erhalten. Dennoch aber war es derselbe ethnographisch-historische Gesichtspunkt, welcher sich ausschließlich geltend machte, als Humboldt endlich im Jahre 1821 in einem abgeschlossenen und selbständigen Werke dem Publicum eine Frucht seiner Baskischen Studien vorlegte. Nicht das sprachliche, sondern das ethnographisch-historische Interesse steht in der „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der Baskischen Sprache“¹⁾ im Vordergrund. Es ist die sprachliche Analyse der altspanischen Ortsnamen, welche zum Mittel wird, um die Bevölkerungsverhältnisse und die ältesten Schicksale der pyrenäischen Halbinsel zu ergründen, und der Verfasser setzt den Hauptzweck seiner Schrift darein, daß sich andre Untersuchungen über die Urbewölkerung des ganzen westlichen und südlichen Europa daran anschließen möchten.

Inzwischen jedoch, während Humboldt diesen ethnographischen Gesichtspunkt bis zu seiner letzten Publication über das Baskische festhielt, hatte sich bald genug ein tieferes Interesse an der Baskischen Sprache als solcher in ihm entwickelt. Sie war ihm Mittel zum Zweck, aber sie war ihm mehr noch Selbstzweck.

Auf Vater's Anregung schrieb er nun jene rein linguistischen Berichtigungen und Zusätze zu dem Adelung'schen Artikel über die Baskische Sprache im Mithridates.²⁾ Ebenso war der zweite Abschnitt der verheißenen Monographie ausschließlich einer vollständigen Analyse der baskischen Sprache bestimmt. Aber mehr noch. An dem eindringenden Studium des Baues der altiberischen Zunge in Verbindung mit dem Studium zunächst der romanischen, bald auch anderer Sprachen hatte sich die Liebe für das Sprachstudium überhaupt entzündet, war ihm der Sinn für Sprachvergleichung, das Interesse für das allgemeine Wesen der Sprache immer lebhafter und lebhafter aufgegangen. An das Studium des Baskischen schloß sich während des Aufenthalts in Rom und in Wien vor Allem die Aufmerksamkeit auf die americanischen Sprachen. Nicht blos auf einen ergänzenden und berichtigenden Abriß daher des Baskischen,

1) Abgedruckt im 2. Bde. der G. W. Vergl. daselbst Vorrede S. 1.

2) S. oben S. 291.

wie in den Zusätzen zum Mithridates, war es mit jenem zweiten Abschnitt der Monographie über die Vasken abgesehen, sondern nach einer „systematischen und erschöpfenden Methode“ sollte daselbst das alte Idiom derselben zergliedert werden. Es sollte „erst das Verständniß aller einzelnen Theile der Sprache zu einander und dann der ganzen Sprache, als Darstellungsmittel zu ihrem Gegenstande, demjenigen, was dargestellt werden soll, auseinander gesetzt werden.“ Vor Allem aber und weiter: andere Sprachen sollten beständig zur Vergleichung herangezogen werden, und einen Versuch galt es anzustellen, „wie man nach und nach ähnliche Zergliederungen aller Sprachen zu allgemeiner Vergleichung anfertigen, und in einer großen allgemeinen Sprachencyclopädie zusammenfassen könnte.“ Er bekannte bei dieser Gelegenheit, daß er die Idee eines solchen Werkes seit vielen Jahren bereits bei sich herumgetragen habe, und er entwarf endlich, um die Art der Sprachzergliederung, die er im Sinne habe, deutlich zu machen, die ersten Grundzüge seiner nachmaligen Philosophie der Sprache.¹⁾ Indem er aber so von Einer Sprache zu allen Sprachen, von allen Sprachen zu der Sprache überhaupt hinübergrieff, so gelangte er nicht nur zur Metaphysik der Sprache, sondern gab zugleich jenem ethnographisch-historischen Gesichtspunkt einen größeren Hintergrund. Indem er von dem Mittelpunkt des Bastischen gleichsam Radien nach allen Punkten hin zog, hatte er den Standpunkt der allgemeinen Sprachvergleichung gewonnen. Indem er die Grenzen dieser Betrachtung gleichzeitig in's Breite wie in die Tiefe erweiterte, entdeckte er in „den letzten Tiefen der Menschheit“ den Begegnungspunkt der Sprachphilosophie und der Geschichtsphilosophie. Nach zwei Richtungen führte er das Sprachstudium über sich selbst hinaus, knüpfte es auf der Einen Seite an die letzten Fragen alles Seins, auf der anderen Seite an die Weltgeschichte in ihrer univervellsten Auffassung an. Und er sprach endlich über die Neuheit dieser Gesichtspunkte das bestimmteste Bewußtsein aus. „Man hat,“ so sagt er unter Anderm, indem er namentlich den geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt betont, „man hat noch zu schwankende Begriffe über die Art, wie die Sprache einer Nation zugleich Maafstab und Mittel ihrer Bildung ist, um nicht die Ver-

1) Ankündigung, a. a. D. S. 495 ff.

einigung des Sprach-, Geschichts- und Völkerstudiums zur Kenntniß und Würdigung des Menschengeschlechts — als eines großen in Racen, Stämme und Nationen getheilten, Naturgesetzen und unabänderlich gegebenen Bedingungen unterworfenen, aber auch zugleich sich selbst durch Freiheit bestimmenden Ganzen — für ein neues, erst jetzt wahrhaft zu bearbeitendes Feld anerkennen zu müssen.“¹⁾

Wenn aber so mit richtigem Instinct der allgemeine Ort gewonnen war, auf welchem die linguistischen Einsichten und Arbeiten Humboldt's sich von nun an halten mußten, so stand er doch auch jetzt noch ziemlich weit vom Ziele. Es war eine durch den Zufall bedingte Einseitigkeit, daß er gerade die Sprache der alten Iberer in Verbindung mit den Idiomen America's zum Ausgangs- und Mittelpunkte seiner sprachvergleichenden und sprachphilosophischen Untersuchungen gemacht hatte. Es war zum Theil eine Folge seiner noch einseitig beschränkten Kenntniß des Sprachgebiets und der grammatischen Thatsachen, zum Theil vielleicht eine Folge sogar des Schlegel'schen Einflusses, wenn die allgemeinen linguistischen Anschauungen, mit denen er 1812 debütierte, noch wenig ausgeführt und bestimmt, wenn sie in ihrer skizzierten Fassung selbst von mystischer Unklarheit nicht völlig frei waren. Noch war die weitaus instructivste Erscheinung des gesammten Sprachgebiets, das Sanskrit, nur ganz von Weitem an ihn herangetreten. Noch hatte er überhaupt nicht die

1) Ebendas. S. 488. 489. Vielleicht jedoch wird das Schwanke zwischen dem ethnographisch-historischen und dem metaphysischen und geschichtsphilosophischen Standpunkt, worin sich Humboldt um diese Zeit befand, am besten aus dem Briefe an Stein 3. Januar 1812 (Perz, III. 595. 596) ersichtlich. Wir wollen nur Eine Stelle citiren. „Ueberhaupt,“ sagt er, „ist die Art, wie sich aus der Beschaffenheit der Sprachen auf die frühesten Schicksale und Wanderungen der Völker schließen läßt, noch lange nicht vollkommen in's Reine gebracht, und die Sache wird auch nicht wenig dadurch schwierig, daß es oft fast unmöglich zu entscheiden ist, ob nicht verschiedene Völker, ohne die mindeste Verbindung mit einander, auf gleiche Eigenthümlichkeiten bei der Erfindung oder Ausbildung ihrer Sprache gekommen sein können. Dennoch bin ich überzeugt, ließe sich die Sache auf festere und vollständigere Grundsätze zurückbringen, als man gegenwärtig darüber hat, und es käme nur auf eine gehörige Zusammenstellung aller factischen Data, welche man hiervon besitzt, an, um darin zu gelingen. Immer aber würden die philosophischen, bei einer solchen Arbeit zum Grunde zu legenden Ansichten die Hauptsache dabei ausmachen.“

Gelegenheit gehabt, seine allgemeinen Ansichten an einem breiteren D etail der Thatsachen zu bewähren und darzulegen. Selbst die Schule staatsm annischer Thätigkeit, so geeignet, um auch für die wissenschaftliche und schriftstellerische Praxis die Gewohnheit der Deutlichkeit und Pr cision zu erwerben, hatte er erst zur geringeren Hälfte durchgemacht. Was Wunder, wenn die Ankündigung der Monographie über die Vasken in Wahrheit nur eine Ankündigung dessen war, was folgen sollte; was Wunder, wenn in diesem Programm sowohl wie in dem Fragment im Mithridates, über die Bedeutung der allgemeinen Grammatik, über die Classification der Sprachen, über das Ganze wie über einzelne Punkte der Sprachwissenschaft Ansichten ausgesprochen wurden, welche später von ihm zurückgenommen oder modificirt werden mußten? Seine Sprachkenntniß mußte an Umfang, seine Spracheinsicht an Correctheit, an Bestimmtheit, an Klarheit gewinnen. Während die americanischen Sprachen fortfuhren, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, sobald die öffentlichen Angelegenheiten ihm irgend dazu Muße ließen,¹⁾ so ward, in den Jahren 1814 und 1815 zuerst sein Blick entschiedener auf das Sanskrit und die Wichtigkeit dieses Studiums für die allgemeine Sprachwissenschaft hingelenkt. Dem Sanskrit widmete er sodann gleich das erste Jahr seiner völligen Muße von Amtsgesch ften²⁾ und bemächtigte sich desselben von nun an immer v ollst ndiger. Es konnte nicht fehlen, daß er sofort durch die Natur dieser Sprache zur tieferen Ergründung auch des allgemeinen Wesens der Sprache und ihrer Elemente überhaupt angeregt wurde.

Sichtlich im Zusammenhange mit dieser neuen Anregung trat er, in drei akademischen Abhandlungen, gleichsam mit einem neuen und erweiterten sprachwissenschaftlichen Programm auf. Gleich in der ersten, am 29. Juni 1820 gelesenen Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die ver-

1) Vergl. „Ueber das vergleichende Sprachstudium,“ G. W. III. 249.

2) Ueber die Zeit seines Eintretens in eine gründlichere Bekanntschaft mit dem Sanskrit entscheidet der Brief an Niemer vom 25. Juni 1821 im Anhang der von Niemer herausgegebenen Briefe von und an Göthe, S. 145; dazu: an Wolf 3. Juli 1821 (G. W. V. 309). Vergl. auch die Vorbemerkung, mit welcher A. W. Schlegel die Humboldt'sche Abhandlung in seiner indischen Bibliothek, Bb. I. S. 433 begleitete.

schiedenen Epochen der Sprachentwicklung“¹⁾ bestimmte er zunächst den Begriff und Zweck, und hob in tiefgehender Begründung die Würde und Selbständigkeit dieses Studiums hervor. Die am 12. April 1821 gelesene Abhandlung: „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers“²⁾ war wenigstens nach Einer Seite nichts anderes als eine Vorarbeit für seine sprachphilosophischen Arbeiten, eine selbständige und generalisirte Ausführung desjenigen Moments der Sprachwissenschaft, welches dieselbe in die unmittelbare Nähe mit der Wissenschaft der Geschichte stellt. Unter dem ganz spezifischen Einfluß endlich seiner Sanskritstudien verfaßte er die am 24. Januar 1822 gelesene Abhandlung: „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung“³⁾ und gab in derselben in Anknüpfung an den Begriff der grammatischen Form die folgenreichsten Andeutungen sowohl über das historische Werden wie über die innere und allgemeine Natur der Sprache. Diese drei Abhandlungen, mit Einem Worte, sind die erste Vertiefung und Weiterführung der in der „Ankündigung“ nur erst skizzirten, in der Vorrede zur Agamemnonüberfetzung nur fragmentarisch und beiläufig wiederholten Ansichten. Sie bezeichnen in dem Entwicklungsgange von Humboldt's sprachwissenschaftlichen Einsichten ein zweites Stadium, dessen Beginn mit dem Anfang seines neuen Lebensabschnitts zusammenfällt. Sie endlich zuerst griffen mit entschiedener Wirkung in das allgemeine Sprachstudium ein und gaben demselben eine geistigere Richtung. Denn wenn von den weltverkehrenden Nationen der Engländer und Franzosen die erste Kenntniß bisher unbekannter Sprachen des Ostens ausgegangen war, so hatte nunmehr Humboldt den Deutschen den Ruhm zugeführt, diese Kenntniß mit den höchsten und letzten menschlichen Interessen in Zusammenhang zu bringen und sie von ideellen Gesichtspunkten aus zur tieffürnigsten Wissenschaft umzugestalten.

Niemand inzwischen hatte ein lebhafteres Bewußtsein, wie unvollkommen und unzureichend immer noch die bis dahin gewonnenen

1) G. W. III. 241 ff.; zuerst in den Abhandlungen der Akademie aus dem Jahre 1820 — 1821.

2) G. W. I. 1 ff.; (Abhandlungen der Akademie von 1820 — 1821.)

3) G. W. III. 269 ff.; (ebendasselbst von 1822 — 1823.)

Fundamente seien, als Humboldt selbst. Erst, so schrieb er im März 1822¹⁾ an Stein, müßten seine Sprachuntersuchungen weiter gediehen sein, ehe sie größere und einflußreichere Resultate geben könnten. „Jetzt,“ fügte er hinzu, „muß man nur arbeiten, diesen eine sichere Basis durch gründliche Forschung im Detail zu verschaffen.“ Und an dieser gründlichen Detailforschung sofort ließ er es in keiner Weise fehlen.

Gegen seine in den genannten akademischen Abhandlungen vorgebrachten allgemeinen Principien schien zunächst das Chinesische eine Gegeninstanz zu bilden. So ward er veranlaßt, sich auf das Studium auch dieser Sprache einzulassen und die eigenthümliche Beschaffenheit derselben mit seiner Theorie zusammenzuhalten. Es entstand das Schreiben an Abel-Rémusat „Sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier,“²⁾ ein Aufsatz, in welchem die früher entwickelten Ansichten über den Begriff der grammatischen Formen, über Ursprung, Entwicklung und Wesen der Sprache unter beständiger Rücksicht auf den abweichenden und anomalen Charakter des Chinesischen theils berichtigt, theils erweitert, theils schärfer bestimmt werden.

Ein nicht minder eigenthümliches Interesse bot dem Sprachforscher das System der ägyptischen Hieroglyphik, ein Interesse, welches durch die Entzifferungsversuche des jüngeren Champollion zu Anfang der zwanziger Jahre von Neuem lebhaft angeregt wurde. Die Hieroglyphen haben zugleich eine künstlerische und zugleich eine sprachliche Bedeutung; sie sind zugleich eine Schriftdichtung und zugleich eine Schriftsprache. Von beiden Seiten mußten sie die Aufmerksamkeit eines Mannes in Anspruch nehmen, der, von ästhetischen Untersuchungen ausgegangen und zu linguistischen fortgeschritten war und der überdies bei diesen wie bei jenen den culturhistorischen Gesichtspunkt nie aus den Augen verlor. Mit der Prüfung der Champollion'schen Entdeckung verband daher Humboldt sofort das Studium des Koptischen. Uebermals in einer Reihe aka-

1) Perg., V. 695, 696.

2) Paris 1827, in den G. W. VII. 294 ff.; das Schreiben ist datirt vom März 1826.

demischer Abhandlungen trug er die Resultate auch dieser Studien vor. Wenn aber die im März 1824 gelesene Abhandlung: „Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngeren“ sowie die im folgenden Jahre vorgetragene: „Ueber vier ägyptische, löwenköpfige Bildsäulen“¹⁾ sich wesentlich mit der Kritik der Champollion'schen Entzifferungsmethode beschäftigen, so hatte Humboldt zugleich Betrachtungen von allgemeinerem Werthe an dieses Thema angeknüpft. Wie an einer zweiten Sprache studirte er an den Hieroglyphen abermals das allgemeine Wesen und die Entstehung aller Sprache. Wie das Wesen der Sprache, so suchte er jetzt das Wesen der Schrift und den inneren Zusammenhang beider zu ergründen. Auf's Neue ward seine philosophische Sprachtheorie theils vertieft, theils durch ein neues Capitel über das Verhältniß von Sprache und Schrift bereichert. Gleich anfangs war es seine Absicht, die Kritik der Champollion'schen Entdeckung durch allgemeine Betrachtungen über die Natur der Schrift und ihr Verhältniß zur Sprache überhaupt einzuleiten. So vermuthlich entstand der unvollendete Entwurf einer akademischen Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache,“ welcher nach vorausgeschickter Einleitung der Reihe nach von der Bilder-, der Figuren-, der Buchstaben- und „der Entbehrung aller Schrift“ handeln sollte, in der That aber inmitten der Erörterung über die erstere abbricht.²⁾ Ein anderer Aufsatz trat sodann später an die Stelle dieser fragmentarischen Ausarbeitung. Es geschah am 20. Mai 1824, daß Humboldt die allgemeinen Ergebnisse seines Nachdenkens über dieses Thema der Akademie in der Abhandlung: „Ueber die Buchstaben- und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ vortrug.³⁾

1) Jetzt in den G. W. VI. 488 ff. und G. W. IV. 302 ff.

2) Zuerst im Anhang des Werks über die Kawi-Sprache, Bd. II. abgedruckt; jetzt G. W. VI. 426 ff.

3) G. W. VI. 526. Daß dies das Verhältniß und die Entstehungsgeschichte der beiden Stücke ist und daß folglich die Angabe des Herausgebers des Kawi-Werks (Bd. II., Anhang, S. 1 Anmerk.), wonach das erstere am 20. Mai 1824 in der Akademie vorgetragen wäre, auf einer Confusion beruht, hat zuerst Steintal (Die Entwicklung der Schrift, Berlin 1852, S. 31 u. 32) mit scharfsinnigen Gründen nachgewiesen. Nur daß Humboldt im Laufe der Ausarbeitung jenes Entwurfs den Gedanken ergriffen habe, das Thema in einer besonderen und ausführlichen Schrift zu behandeln, scheint uns weder durch die Natur der Arbeit,

Zu noch anderen Gebieten des Forschens aber hatte ihm endlich das Sanskrit den Weg gewiesen. Ohne noch den Vorsatz aufzugeben, zunächst über die americanischen Sprachen eine Reihe von Werken zu veröffentlichen, wandte sich mehr und mehr seine Aufmerksamkeit auf die Sprachen der asiatischen und australischen Inselwelt. Noch zwischen den Jahren 1829 und 1831 mit neuem Eifer in das Studium der mexicanischen und ottomitischen Sprache vertieft, hatte er doch schon 1827 den Plan gefaßt, sich in einer ausführlichen Arbeit über die Sprachmasse zu verbreiten, die sich von Sumatra bis zur Osterinsel und von Neu-Seeland bis zu den Sandwich-Inseln erstreckt. Denn er erblickte in ihr ein Vermittlungsglied zwischen dem indischen und dem americanischen Sprachgebiet.¹⁾ Am 24. Januar 1828 bereits trug er einen ersten Entwurf dieser Arbeit: „Ueber die Sprache der Südseeinsulaner“ in der Akademie vor.²⁾ Bald nun nahmen die hier einschlagenden Studien ihn ausschließlich in Beschlag, und er überließ daher die Durchführung der americanischen Forschungen jüngeren Kräften.

Innerhalb aber des weiten Sprachgebietes des südlichen Archipels ward es alsbald wiederum vorzugsweise ein engeres Gebiet, auf welchem Humboldt sich festsetzte. Seine Wahl wurde in dieser Beziehung theils durch das überwiegende Interesse entschieden, das er am Sanskrit nahm, theils durch den nie aus dem Gesicht verlorenen culturhistorischen Gesichtspunkt. In einem gewissen Kreise jener Inselbevölkerung nämlich, den er als den engeren malayischen ausschied, machten sich unverkennbar die Spuren indischen Cultur- und Sprachinflusses bemerklich. Als der Brennpunkt aber dieses Einflusses erschien sichtlich die Insel Java, und hier wieder culminirte derselbe in der Erscheinung einer eigenthümlichen Gelehrten- und Dichtersprache.

noch durch die von Steinthal angeführte Stelle bewiesen zu sein. Den besten äußeren Grund aber für den wahren Sachverhalt finden wir in dem Umstande, daß die Abhandlungen der Akademie unter dem Datum des 20. Mai 1824 eben nicht den ersten, sondern den zweiten der angeführten Aufsätze abdrucken (S. Abhandlungen der Akademie aus dem Jahre 1824. Historisch-philol. Klasse, Berlin, 1826, S. 161 — 188.)

1) Kawi-Sprache, III. 428.

2) S. Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen. Abhandlungen der histor.-philol. Klasse der Akademie aus dem Jahre 1829 S. 8.

Von dem Kawi, als „der innigsten Verzweigung indischer und malayischer Bildung“ glaubte daher Humboldt ausgehen und an sie die weitere Betrachtung des malayischen Sprachstamms anknüpfen zu müssen. „Ueber die Kawi-Sprache“ handelte ein Aufsatz, den er am 24. Januar 1831 in der Akademie vortrug. Ebenso lautet der Titel des großen Werkes, an welchem er in den letzten Jahren seines Lebens arbeitete und an dessen Vollendung nur der Tod ihn verhinderte. Sein Plan nämlich war es, zunächst das Kawi nach seinen grammatischen und lexikalischen Elementen zu analysiren und es als das Resultat jener Epoche darzustellen, in welcher indisches Wesen auf Java in höchster Blüthe stand. Das Hauptaugenmerk sollte dabei auf das malayische Element jener Sprachverbindung gerichtet werden und dieses sofort im weiteren Verlauf des Werkes aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverknüpfung betrachtet und durch die verschiedenen malayischen Sprachen hindurchverfolgt werden. Von Java aus sollte somit der ganze Archipel überschaut werden und nach allem diesem schließlich eine Entscheidung über die linguistischen und ethnographischen Verhältnisse desselben gewagt werden. So war der Plan Wilhelm's von Humboldt. Nur die Arbeit indeß über die Kawi-Sprache selbst, sowie ein einleitendes Erstes Buch, „über die Verbindungen zwischen Indien und Java“ hinterließ er in vollendeter Redaction, so zwar, daß auch der Abschnitt über das Kawi einer nochmaligen Uebersarbeitung bestimmt blieb. Für den ganzen Rest des Planes war es nur eine Reihe mehr oder weniger ausgeführter und vorläufiger Ausarbeitungen, welche dem Herausgeber des Ganzen aneinanderzufügen, zu ergänzen und fortzuführen obgelegen hat.¹⁾

Wenn nun aber bereits die Beschäftigung mit dem Chinesischen und mit der ägyptischen Hieroglyphik seine allgemeinen Sprachansichten ergänzt und weitergeführt hatte, so blieb sofort auch diese Beschäftigung mit dem malayischen Sprachstamm nicht ohne Frucht für die Vollendung jener Ansichten. Wie das Baskische ein erstes, das

1) Bekanntlich ist es das Verdienst des Dr. Buschmann, sich dieser Aufgabe im Auftrage der Berliner Akademie unterzogen zu haben. Als Theile der Abhandlungen dieser Akademie erschien das Werk: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java“ in 3 Bänden, 4to, in den Jahren 1836, 1838 u. 1839.

Sanskrit ein zweites, so bezeichnet das Kawi mit dem ganzen ihm verbundenen oceanischen Sprachstamm ein drittes und höchstes Stadium in der Entwicklung der Humboldt'schen Sprachtheorie. Oder genauer zu reden: diese ganze Fülle der Sprachkenntniß, welche wir hiermit überblicken, befähigte ihn immer mehr zu einer abschließenden und erschöpfenden Darlegung des Wesens und Wirkens der Sprache überhaupt. Schon in zwei akademischen Abhandlungen aus den Jahren 1827 und 1829 machen sich die Spuren erweiterter Studien an größerer Klarheit und Tiefe der vorgetragenen allgemeinen Anschauungen bemerklich. Die Abhandlung: „Ueber den Dualis,“¹⁾ ein leider unvollendetes Stück, bestimmt die allgemeine Aufgabe der Linguistik und die von dieser Wissenschaft zu befolgende Methode mit einer Klarheit, wie keiner der früheren Aufsätze, während sie zugleich, auf erschöpfende Kenntniß der Thatsachen gestützt, die Natur der in Rede stehenden grammatischen Form mit scharfsinniger Sicherheit bestimmt und mit dem innersten Wesen der Sprache in Zusammenhang bringt. Von dem höchsten, dem geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt ausgehend, entwickelt ebenso die Abhandlung: „Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen“²⁾ mit echt philosophischer Schärfe und Bestimmtheit die in der Natur der Sprache und des menschlichen Geistes gegründeten Gesetze der Entstehung des Pronomen, um dieselben sofort durch das Beispiel der tongischen, der japanischen und der armenischen Sprache zu erläutern und zu bestätigen. Ohne Schwierigkeit wird von dem Allgemeinen zum Speciellsten und von dem Speciellsten wieder zum Allgemeinen übergegangen: wir bekommen den Eindruck einer geistigen Kraft, die im Gebiete der Ideen nur um so heimischer wird, je vollständiger sie mit dem unendlich-Einzelnen der Thatsachen sich vertraut macht. Einzelne sprachliche Erscheinungen vom Standpunkte der Sprachphilosophie aus zu behandeln und sie aus ihren letzten Gründen abzuleiten, ward ihm mehr und mehr geläufig. Aus den genannten beiden Abhandlungen dürfen wir einen Schluß auf mehrere unge-

1) G. W. VI. 562 ff. (Abhandlungen der Akademie vom Jahre 1827.)

2) Abhandlungen der Akademie a. a. O. Auch in besonderem Abdruck, Berlin, 1830, 4to, in die G. W. unbegreiflicher Weise nicht aufgenommen.

druckte thun. Wie die Natur des Pronomen und des Dualis, hatte er bereits früher die Natur des Verbum in einer gleichfalls in der Akademie gelesenen Abhandlung erörtert und dabei sein Raisonnement durch Thatfachen unterstützt, welche ihm die americanischen Sprachen an die Hand gaben.¹⁾ In einer im Jahre 1828 im französischen Institut gelesenen Abhandlung: „Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der attischen Perfecta mit einer sanskritischen Tempusbildung“ setzte er die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinander, und zwar abermals so, daß er dieselbe „aus ihren Gründen herzuleiten versuchte.“²⁾ In einem an Sir Alexander Johnston gerichteten, am 14. Juni 1828 in der Londoner Royal Asiatic Society gelesenen Schreiben³⁾ endlich entwickelte er in der plansten Weise die allgemeinen Grundsätze, welche bei wissenschaftlicher Beurtheilung der Verwandtschaft der Sprachen maassgebend sein müssen.⁴⁾

Aus allen genannten Abhandlungen nun würden wir zur Noth im Stande sein, ein Ganzes Humboldt'scher Sprachphilosophie uns zusammenzusetzen. Wir sind so glücklich, in einer letzten und reifsten Arbeit des unvergleichlichen Mannes diese Summe seiner Ansichten von ihm selbst gezogen zu finden. Auf dem Grunde einer Sprachkenntniß, wie sie nie wieder und nie früher in gleichem Umfange von einem einzigen Manne besessen worden ist, erhebt sich das wunderbare Werk: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts,“ ein Werk, welches durch die Fülle und die Tiefe seines Inhalts ebenso seinen Titel wie seine Stellung als Ein-

1) S. Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLXVIII, G. W. VI. 258, Anmerkung, und Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 352.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, a. a. O 156, Anmerkung.

3) An essay on the best means of ascertaining the affinities of oriental languages, G. W. VII. 423 ff.

4) Wir haben im Obigen nur diejenigen Schriften und Aufsätze berührt, welche den Entwicklungsgang der Humboldt'schen Sprachkenntniße und Ansichten darzulegen dienen. Das Verzeichniß aller seiner gedruckten linguistischen Arbeiten vervollständigt sich durch folgende Aufsätze: 1) Ueber die in der Sanskritsprache durch die Suffixa *tvā* und *ya* gebildeten Verbalformen, in A. W. Schlegel's

leitung in das Kawi-Werk Lügen straft.¹⁾ Was in dem ersten sprachphilosophischen Programme, in der „Ankündigung“ vom Jahre 1812, nur erst in verschwimmenden Umrissen angedeutet, was in den akademischen Abhandlungen der Jahre 1820 bis 1822 von Neuem, in eingehenderer Fassung, versucht worden war, das entwickelt diese „Einleitung“ in erschöpfender, abschließender und vollendeter Weise. Wir stehen hier auf dem Gipfel der Humboldt'schen Sprachphilosophie und überschauen von demselben ebenso das unermessliche Gebiet des thatsächlichen Wissens, das er sich unterworfen hatte, wie wir in die Tiefe blicken, deren Maaß mit der Weite des Horizonts wetteifert. Wir werden beständig auf der Höhe jener Anschauung erhalten, welche das allgemeine Sprachstudium durch den Begriff der Erzeugung und Entwicklung menschlicher Geisteskraft zum in-

Indischer Bibliothek, Bb. I. S. 433 ff. u. Bb. II. S. 71 ff. (1823); 2) Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'schen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal, G. W. I. 110 ff. (1826); 3) Notice sur la grammaire Japonaise du P. Oyanguren, G. W. VII. 382 ff. (1826); 4) Mémoire sur la séparation des mots dans les textes samscrits im Journal Asiat. T. XI pag. 163 ff. (1827); 5) Ghatalarparam, oder das zerbrochene Gefäß, ein sansk. Gedicht, herausgegeben, übersetzt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Busch. Zweiter Artikel, Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1829, April, No. 73 — 75; 6) Lettre à M. Jaquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique, G. W. VII. 397 ff., daselbst jedoch ohne die Vervollständigungen, welche Buschmann, Kawi-Sprache II. 311, Anmerkung 1 nachgetragen hatte; 7) Ueber den Infinitiv, Schreiben an Maximilian Schmidt, d. d. 28. October 1826. Mitgetheilt in der Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde, Decemberheft 1852. Nur diejenigen Arbeiten, bei denen wir es ausdrücklich angegeben, sind in die G. W. aufgenommen. Von ungedruckten Aufsätzen sei nur noch erwähnt: „Ueber die verschiedenen Formen des Präteritums der Causa-Verba im Sanskrit“ (s. Einl. zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 161 Anmerk.) und: „Ueber die Verschiedenheit der Sprachen und Völker“ (s. Alexander v. Humboldt, Kosmos I. 381). Eine Reihe umfassender Vorarbeiten aber über die Sprachen America's (s. die Vorrede Alexander's v. Humboldt zum 1. Bde. der Kawi-Sprache (S. XII.), Vorrede von Buschmann zum 2. Bde. desselben Werks (S. XIV.), vergl. Schlegel II. 561) bilden eine weitere literarische Verlassenschaft Wilhelm's von Humboldt. Auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, harren dieselben noch immer der arbeitenden Hand des Herausgebers.

1) Nur diese Einleitung ist mit Fortlassung der ersten sechzehn Seiten des Textes der Quartausgabe in die G. W. übergegangen. Sie findet sich daselbst Bb. VI. S. 1 — 425.

tegrirenden Theile der univervellen Geschichtswissenschaft macht. Wir werden durch eben diesen Mittelbegriff immer zugleich in die Natur der Sprache und in die Natur des menschlichen Geistes eingeführt. Wir dürfen den Ursprung der Sprache belauschen, indem uns ihr innerstes Wesen bloßgelegt wird. Wir sehen, wie die Sprache jetzt in ihre Elemente zerlegt wird, um dann doch wieder in der ganzen Lebendigkeit ihrer Erscheinung ergriffen zu werden. Wir werden ebenso mit dem physiologischen wie mit dem historischen Wirken des Geistes in und an der Sprache vertraut gemacht. Es ist jetzt die Verschiedenheit des Sprachbaus, die in dem Versuch einer Klassifikation aller Sprachen zur Anschauung gebracht wird, jetzt die sprachbildende Lebenskraft, die sich uns in den Entwicklungsperioden der einzelnen Sprachen offenbart. Es ist jetzt die Sprache nach der Seite ihrer selbständigen Erscheinung, jetzt in ihrem Verhältniß zur Natur und zur Freiheit, es ist jetzt die Analyse des allgemeinen Wesens aller, jetzt wieder die individuelle Charakteristik einer einzelnen Sprache, es ist mit Einem Worte der ganze Kreis der Fragen, die sich an das geheimnißreiche Wesen der Sprache anknüpfen, welchen wir an der Hand des Verfassers des Kawi-Werkes durchlaufen, um auf diesem Wege zugleich alle Probleme der Metaphysik näher oder entfernter zu berühren.

Unsere Aufgabe ist es, unter Zuhülfenahme der übrigen Humboldt'schen Aufsätze, uns den Inhalt des tiefssinnigen Werkes näher zu bringen. Um aber zu den Resultaten vordringen zu können, ist es unerläßlich, theils die philosophischen Grundlagen, theils die allgemeine Form, in welcher jene Resultate gewonnen und dargestellt werden, in's Auge zu fassen.

Zweiter Abschnitt.

Die philosophischen Voraussetzungen und Grundlagen.

Nichts hatte, außer der Form des hellenischen Geistes, einen gleich starken Einfluß auf die wissenschaftliche Denk- und Anschauungsweise Humboldt's ausgeübt, als die Philosophie des Alten vom Königsberge. Von seiner politischen Ersilingschrift an bis zu der Schrift über Hermann und Dorothea, in seinen Briefen an Schiller wie in seinen Gedichten, in einem Theil sogar seiner amtlichen Aufsätze war die Anlehnung an Kant'sche Principien unverkennbar. Ueberall war es nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, wie eigenthümlich sich das Kantische in seinem Geiste modificirt und individualisirt hatte; allein überall zugleich war es möglich, bis zu den zweifellos Kantischen Elementen zurückzusteigen. Im Zusammenhang mit allen früheren wissenschaftlichen Ansätzen war endlich die sprachwissenschaftliche Thätigkeit Humboldt's entsprungen. Der Kantianismus jener reicht auch in diese herüber: vernehmlich spricht uns der Buchstabe und der Geist Kant's auch aus seinen linguistischen Arbeiten an.

Auch von dem Buchstaben Kant's, in der That, war nicht wenig namentlich in die „ästhetischen Versuche“ übergegangen. Noch mehr fast ist dies der Fall bei der Humboldt'schen Sprachphilosophie. Wie weit die Zeit zurücklag, wo er die Hauptschriften Kant's zum Gegenstande eines eindringenden Studiums gemacht hatte: noch in den spätesten Jahren waren ihm die formellen Grundlagen des Criticismus vollkommen geläufig. Er rechnete Einiges davon ohne

Zweifel zu demjenigen, was so fest begründet sei, daß es nie wieder untergehen könne. Er hatte sich Einzelnes davon in den Tagen von Burgörner und Jena zum Nimmer-Vergessen eingepägt. Er war sich vermuthlich, wenn er noch in den Tagen seines Alters Gebrauch davon machte, kaum bewußt, daß er mit dem Geräth eines bestimmten Systems opereire.

Eines der ersten Ergebnisse der Zerlegung, welche die Kritik der reinen Vernunft mit dem menschlichen Erkennen vornimmt, ist die Auffassung von Raum und Zeit als reiner Formen der inneren Anschauung. Das andere Element der Erscheinung ist nach Kant die Materie derselben, während das diesem Elemente innerlich Correspondirende die Empfindung sein soll. Diese ersten und fundamentalen Resultate der Kant'schen Vernunftkritik sind für Humboldt, den Sprachforscher, unumstößliche Wahrheiten. Wenn Kant es unternommen hätte, durch eine Analyse der Sprache den Beweis für die Nichtigkeit seiner Analyse der Erkenntniselemente zu führen, so hätte er nachweisen müssen, daß die ursprünglichsten Wörter in jeder Sprache diejenigen seien, welche den Ausdruck einer Empfindung oder aber den Ausdruck einer Raum- und Zeitbeziehung enthalten. Eben dies ist es, was, im engsten Anschluß an die Kant'sche Terminologie sogar, Humboldt zu wiederholten Malen nachweist. Wenn Herder seine Widerlegung der Kant'schen Kritik zum Theil aus einer oberflächlichen Berufung auf die Sprache entnimmt, so macht dagegen Humboldt — absichtlich, könnte man meinen — an der Sprache die Probe für die Nichtigkeit der Kant'schen Behauptungen. Er weist jetzt durch Thatsachen nach, daß der Bildung der Personenwörter die Anschauung des Raumes zu Grunde gelegen und findet hierin „einen Beweis mehr, wie die reinen Formen der Anschauung, Raum und Zeit, vorzugsweise geeignet sind, die in der Sprache so häufig vorkommende Uebertragung abgezogener oder schwer zu versinnlichender Begriffe auf concrete angemessen zu vermitteln.“¹⁾ Er führt im Zusammenhange damit den Beweis, daß die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen und läßt an diese sich unmittelbar die Präpositionen und Interjectionen anschließen; „denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung

1) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien u. s. w. a. a. D. S. 25.

betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind bloße Ausbrüche des Lebensgefühls.“¹⁾ Im Begriffe, eine übersichtliche Darstellung der Partikeln in den Südfreesprachen zu geben, versäumt er nicht, hervorzuheben, daß dieselben meistens von Raum- und Zeitverhältnissen hergenommen seien.²⁾ Um zu zeigen endlich, wie natürlich der Dualis dem Wesen der Sprache überhaupt sei, macht er darauf aufmerksam, daß „der Begriff der Zweierheit, als der einer Zahl, also einer der reinen Anschauungen des Geistes“ eine „glückliche Gleichartigkeit mit der Sprache“ besitze.³⁾

Noch weiter sofort bleibt er in den Spuren der Kritik der reinen Vernunft. Der Analyse der Sinnlichkeit folgt in letzterer die Analyse des Verstandes; über den reinen Anschauungen der Sinnlichkeit erheben sich als ein höheres apriorisches Element des Erkennens die Stammbegriffe des Verstandes oder die logischen Kategorien. Eben diese Ordnung offenbar ist unserem Sprachphilosophen gegenwärtig, wenn er die verschiedenen Ansichten, die bei der Bildung der Ausdrücke für die dritte Person des Pronomen maßgebend gewesen, eine Stufenfolge bilden läßt. „Die erste dieser Ansichten ist ganz sinnlich; die zweite bezieht sich schon auf eine reine Form der Sinnlichkeit, den Raum; die letzte beruht auf Abstraction und logischer Begriffstheilung.“⁴⁾ Wiederum bei der Anordnung der polynesischen Partikeln bilden ihm „räumliche, chronische und logische“ Begriffsverhältnisse eine natürliche Scala.⁵⁾ Ja, in der Kant'schen Kategorientafel ist er augenscheinlich ganz zu Hause. Er spricht von ihr als von der Kategorientafel par excellence. In einer verhältnißmäßig frühen Periode seiner Sprachforschungen mehr als später von dem Begriffe einer allgemeinen, philosophischen Grammatik eingenommen, glaubt er das Unterscheidende der Casuszeichen von den Präpositionen darin finden zu dürfen, daß jene überall da stehen können, „wo die Beziehung aus dem Begriffe der Relation

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. W. VI. 115.

2) Kawi-Sprache III. 526.

3) Ueber den Dualis, S. W. VI. 592.

4) Ueber den Dualis, ebendas. 588.

5) Kawi-Sprache III. 527.

selbst herfließt, eine nothwendige Art derselben und daher ohne allen Mittelbegriff verständlich ist“, woraus er dann weiter folgert, „daß die Zahl der Casuum unmittelbar durch die Tafel der Kategorien bestimmt, die der Präpositionen aber ganz willkürlich ist.“¹⁾ Gleich zu Anfang der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium findet sich eine Stelle, in welcher er die Behauptung entwickelt, daß die Sprache in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen müsse, was sie zu einem Ganzen macht; denn, führt er aus, auch der Organismus des Denkens ist ein untrennbares, zusammenhängendes Gewebe — und sofort bezeichnet er die Fäden dieses Gewebes von den Anschauungsformen der Sinnlichkeit bis zu den Ideen der Vernunft ganz so wie sie in der Kritik der reinen Vernunft ermittelt und auseinandergelegt sind.²⁾

Es giebt zahlreiche Stellen endlich, in denen die Humboldt'sche Analyse der Sprache sich wie ein Pendant zu der Kant'schen Zergliederung des menschlichen Erkennens ausnimmt. Anschauungen, Begriffe und Methoden kommen zum Vorschein, die nur von dem abstracten Gebiete des Organismus des Erkennens auf das concretere des Sprachorganismus übertragen sind. Ein Beispiel statt vieler! Man erinnert sich des eigenthümlich Kant'schen Begriffs eines Schema's. Um nämlich die reinen Verstandesbegriffe auf Erscheinungen überhaupt anwenden zu können, muß es, nach Kant, ein vermittelndes Drittes geben, was einerseits mit der Kategorie, andererseits mit der Erscheinung gleichartig ist. Diese vermittelnde Vorstellung ist die der Zeit und als solche empfängt sie den Namen des transcendentalen Schema's. Das Schema überhaupt aber wird von Kant als die „Vorstellung von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen“ definiert und die Erzeugung solcher Schemata eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele genannt, „deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden.“³⁾ Dieser überaus fruchtbare Begriff nun spielt auch bei Humboldt eine hervorragende Rolle. Wie es einen

1) Berichtigungen und Zusätze 2c. Mythribates IV. 317.

2) G. W. III. 243.

3) Kant, K. der reinen Vernunft. Hartenstein'sche Gesamtausgabe II. 160.

Savm, W. v. Humboldt.

Schematismus des Verstandes giebt, damit das Urtheilen, die Subsumtion der Anschauungen unter die Verstandesbegriffe möglich werde, so giebt es einen Schematismus der Sprache, ja die Sprache und ihr erstes Element, das Wort, kömmt lediglich durch einen solchen zu Stande. In durchaus analoger Weise wie bei Kant, wird dieser Begriff von Humboldt eingeführt. Die Bezeichnung nämlich des Begriffs durch den Kant ist „eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann.“ Die Verbindung dieser verschiedenartigen Natur daher fordert „die Vermittelung Beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können.“ Und sofort wird weiter ausgeführt, daß dies Vermittelnde allemal sinnlicher Natur sei, und daß es sich — so taucht abermals die Grundlage Kant'scher Bestimmungen auf — in letzter Instanz, bei immer reinerer Absonderung des mehr Concreten, entweder ganz oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, „auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden“ zurückführen lasse, so daß man am Ende „in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades“ gelange.“¹⁾

So vielfach sind die sprachwissenschaftlichen Anschauungen Humboldt's von Ansichten und Begriffen aus der Kant'schen Vernunftkritik durchzogen, so zahlreich sind die Spuren einer sich bis auf die Terminologie erstreckenden Abhängigkeit von den formellen Grundlagen des Kant'schen Systems. Und dennoch sind dies die bei Weitem unwesentlichsten Zeugnisse für den Kantianismus unseres Sprachphilosophen. Größer als die Abhängigkeit von Kant's Buchstaben ist die Zusammenstimmung mit Kant's Geist. Die Wahrheit ist, daß selbst der Gedanke oder, richtiger zu reden, der unwiderstehliche Zug zur Ergründung der Sprache aus der Wahlverwandtschaft seiner mit der Kant'schen Denkweise herstammte. Die Wahrheit ist, daß sich das Ganze seiner Sprachphilosophie, und daß es sich gerade da am gewissten in den Bahnen jener Denkweise bewegt, wo, nach der Natur des Gegenstandes, die Uebereinstimmung mit den Formeln und Sätzen des Kant'schen Systems aufhören mußte.

Man kann sagen, daß Humboldt ein Kantianer gewesen sein würde, auch wenn er nie eine Zeile von Kant gelesen, auch wenn

1) Einl. zur Kawi-Sprache. G. W. VI. 111.

Kant nie geschrieben und nie gelebt hätte. Er hatte nicht von diesem erst gelernt, daß man „den wahren und einzig festen Pol im Innern trägt“; er verdankte nicht diesem erst das Interesse für den Menschen und die Begierde, gerade die feinsten und tiefsten Züge menschlicher Natur zu entziffern. Seine Gefühnungen und Neigungen wurden nur befestigt und disciplinirt durch die Lehre des Mannes, der, wie Humboldt selbst sich ausdrückt, „die Philosophie im wahrsten Sinne des Worts in die Tiefen des menschlichen Busens zurückführte.“ Kantischer daher, als wenn er ein Kantianer im gewöhnlichen Verstande gewesen wäre, hatte er ehedem über das Verhältniß des Individuums zum Ganzen des Staats, über Wesen und Ursprung der Dichtung, über das in der Geschichte erscheinende Bild der Menschheit philosophirt. Er hatte schon zu einer Zeit, wo er sich noch am meisten als Schüler zu verhalten im Stande gewesen wäre, seinen Kant nicht lesen können, ohne ihn im Lesen selbst zu platonisiren. Er hatte fortwährend seitdem auf solchen Punkten sich festgesetzt, an denen das abstract transcendente an dem concreteren anthropologischen Interesse eine tragende Unterlage hat. Ein solcher Gegenstand war die Kunst. Ein solcher Gegenstand war der Unterschied der Geschlechter. Ein solcher Gegenstand war die Physiognomik. Aber innerhalb des Kreises der Anthropologie hatte er sich immer wieder zumeist von jenem geistigen Mittelpunkt angezogen gefühlt, der dem Auge Kant's selbst wieder als ein voller Kreis erschien. Nicht schlechtthin unsinnlich wie die „reine Vernunft“ oder die „praktische Vernunft“, aber so nahe verwandt wie möglich dem transcendenten Grunde des menschlichen Wesens mußte der Gegenstand sein, bei dessen Betrachtung er nach allen jenen früheren Stationen endlich anlangen und sich beruhigen sollte. Und ein solcher Gegenstand war die Sprache. Sie, in der That, lag auf dem ersten Uebergangspunkte des menschlichen Geistes in die natürliche Erscheinung, da wo derselbe nur erst im flüchtigen und kaum zu fassenden Hauche in's Sinnliche umschlägt. Sie, in der That, lag dem von Kant ausgemessenen Gebiete schlechterdings am nächsten. Nur einer so tiefen und abstractionsfähigen Natur, wie die Kant's, war es möglich gewesen, den erkennenden und gesetzgebenden Geist selbst in seiner Reinheit zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Die gleiche Tiefe und Innerlichkeit, verbunden jedoch mit einem be-

scheidenen Zusatz von Sinnlichkeit, war erforderlich, um sofort jenen Geist gleichsam aus den Händen Kant's in Empfang zu nehmen und ihn auf der Schwelle der Natur, bei seinem ersten Herantreten aus seinem reinen Selbst mit gleich scharfem und unverwandtem Blick in's Auge zu fassen. Das eben war das Geschäft Humboldt's und das eben die geistigen Eigenschaften, die ihn zu diesem Geschäft qualificirten: die Fähigkeit, den ersten zarten Körper, mit dem sich der Geist in der Sprache umgiebt, als solchen zu ertasten, und die Bereitschaft, den aus dieser Hülle wieder zurückschlüpfenden in sein körperloses Wesen hineinzuverfolgen. Ein Vertrauter mit jenen Tiefen der menschlichen Brust, in denen sich die Kant'sche Untersuchung hielt, war er im Stande, jene Theorie aufzustellen, deren Charakteristisches nach seinem eignen Ausdruck darin besteht, daß sie die Sprache beständig „mit dem Tiefsten im Menschen in Verbindung setzt.“

Es heißt aber den Geist des Kant'schen Unternehmens nur oberflächlich begreifen, wenn man bei der transcendentalen und subjectivistischen Tendenz desselben stehen bleibt. Daß Kant diesen subjectiven Standpunkt ergriff und daß er fest in ihm verharrte, dies hat seinen tieferen Grund in dem Alles überwältigenden und Alles durchdringenden Interesse an der Freiheit. Die Kant'sche Philosophie ist die Philosophie des Subjectivismus: sie ist mehr noch die Philosophie der Freiheit. Sie isolirt die Forschung in den Tiefen der menschlichen Brust, aber sie ruht nicht eher, bis sie hier in der absoluten Selbstbestimmung des sittlichen Geistes einen letzten und unerschütterlichen Ankergrund ausfindig gemacht hat. Sie macht den Menschen zum Mittelpunkt der Welt, weil sie ihn zum Herren derselben machen will. Um der Freiheit willen verzichtet ihre Weltanschauung auf geschlossene Einheit und Harmonie, und sie stellt die Natur unter das Gesetz und Schema des subjectiven Geistes, weil es ihr darauf ankommt, die Geschichte unter das Gesetz und Schema des Moralismus zu stellen. Erst das Zusammenreffen in diesem Punkte vollendet daher die Uebereinstimmung zwischen Kant und Humboldt. Geradezu hat Humboldt es ausgesprochen, wie er durch die Kant'sche Deduction des Sittengesetzes nur das natürliche menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in

seiner Reinheit philosophisch begründet erblickte.¹⁾ In ausdrücklicher Hervorhebung lehrt der Gedanke freier Selbstbestimmung und die Hochschätzung der menschlichen Freiheit in allen Schriften Humboldt's immer wieder. Auch dieser Gedanke, es ist wahr, nahm in seinem Geiste eine spezifische Färbung an. Nur in der concreteren Fassung, wonach die Pflicht der freien Selbstbestimmung sich zum Rechte der freien Individualität ermildert, konnte er ein Lieblingsgedanke Humboldt's werden. So jedoch sind wir ihm auf Schritt und Tritt begegnet. In diesem Sinne hatte er in seiner frühesten, politisch-philosophischen Schrift, in demselben Sinne hatte er noch in seiner Denkschrift über die ständische Verfassung Preußens der Freiheit individueller Entwicklung im Ganzen des Staates das Wort geredet. Ebenso jetzt. Ebenso accentuirte er in seinen Forschungen über die Verschiedenheit des Sprachbau's die Bedeutung der individuellen Eigenthümlichkeit in den Sprachschöpfungen der Völker und Menschen. Nur im Individuum, hob er jetzt hervor, erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit; denn der Macht gegenüber, welche die Sprache auf den Menschen ausübt, übt hinwiederum auch der Mensch eine Gewalt auf sie aus, und diese Erscheinung eines Princips der Freiheit hat die Sprachuntersuchung zu erkennen und zu ehren.²⁾ Ja, mit entschiedener Vorliebe verweilt er bei dem Anblick dieses sich manifestirenden Princips der Freiheit, so oft er von seinen sprachphilosophischen zu den beständig damit verknüpften geschichtsphilosophischen Betrachtungen hinüberstreift. Kein anderer Gedanke spielt dabei eine wichtigere Rolle, als der von dem plötzlichen, wunderartigen Hervorberechen genialer Kräfte und Richtungen in dem Laufe der historischen Erscheinungen. Es ist der Gedanke der Apriorität und Aseitität des Geistes — derselbe Gedanke, der in seiner abstractesten Fassung als die Ueberzeugung von der absoluten Autonomie unsres Wesens den Mittelpunkt und Hintergrund der Kant'schen Vernunftkritik bildet.

Nicht blos jedoch in der directen und principiellen Hervorhebung der Bedeutung der Freiheit stimmen die beiden Forscher überein, sondern sichtbar noch tritt diese Uebereinstimmung in den

1) Briefwechsel mit Schiller, Vorerinnerung S. 50.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 66.

Consequenzen jener Grundanschauung hervor. Es ist bis zum Ueberdruß wiederholt worden und es ist wie zur letzten Abfertigung Kant's geltend gemacht worden, daß seine Ansicht der Dinge auf einen Dualismus hinauslaufe, der sich in einzelnen Partien seiner Philosophie wohl ermilddere, oder verstecke, an allem Ende aber doch immer wieder zum Vorschein komme. Nichts gewisser, als daß dieser Dualismus wirklich bei Kant vorhanden ist, allein nichts gewisser ebenso, als daß nur eine solche Weltansicht ihn vermeiden kann, welche zugleich auf den Begriff der menschlichen Freiheit in seiner einfachen und reinen Wahrheit Verzicht zu leisten entschlossen ist. Der Dualismus der Kant'schen Philosophie, dieser Dualismus, welcher doch überall zum Monismus hinstrebt, ist die nothwendige Consequenz ihrer in dem Begriffe der Freiheit wurzelnden Grundanschauung. Daher, weil menschliche Freiheit nur ist, sofern sie sich bewährt, und sich bewährt nur, sofern sie arbeitet und kämpft, — daher der Gegensatz einer gesetzgebenden Vernunft und eines aposteriorischen Elements des Erkennens; daher jene Grenze, an welche die theoretische Vernunft unvermeidlich anstoße, so oft sie das Bedingte zum Unbedingten erweitern wolle, und der an dieser Grenze ausbrechende Streit der Antinomien; daher der Antagonismus von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Natur, einer dynamischen und einer mechanischen Verkettung der Dinge; daher die gewaltfame Lösung so vieler Gegensätze in der Form von Postulaten, und die Anweisung auf eine Zukunft, welche doch niemals Gegenwart werden könne. Eine Weltanschauung, mit Einem Worte, welche das Bedürfniß der Freiheit befriedigte, indem sie der Freiheit zugleich die unendliche Aufgabe zuwies, die Grenzen und Lücken der Theorie durch ihre eigne Gewalt und Energie verschwinden zu machen. So bei Kant, und ganz so bei Humboldt. Nur im Außereinanderhalten von Kraft und Aeußerung, von Wesen und Erscheinung weiß auch er sich über die Geheimnisse des geistigen Lebens zu verständigen.¹⁾ Durchdrungen ist auch er von dem Bewußtsein unübersteigbarer Grenzen möglicher Erkenntniß. Die beredte Offenbarerin des Geistes, die Sprache, ist auch ihm nicht eine Alles offenbarende

1) Man vergleiche über diesen Punkt Steinthal, die Classification der Sprache, Berlin 1850, S. 17 ff.

Macht; der Mensch besitzt „Ahnung eines Gebietes, das über die Sprache hinausgeht“, während eben sie andererseits das Gefühl von diesem „nur erahnbaren Ideengebiet“ erhöht — einem Gebiete, wofür, trotz der Schärfe der verständigsten Dialektik, den Sinn nicht verloren zu haben einen Theil der Größe Kant's ausmache.¹⁾ Weil auch ihm das Wesen des menschlichen Geistes ganz und gar aufgeht in Thätigkeit und Energie, so empfängt ihm auch die Sprache den unzerstörbaren Character der Freiheit. Ihr Wesen ist Streben, welches nie zum abschließenden Ziele gelangt, ist die ewig sich wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen; es manifestirt sich in ihren Klängen ein stetes Ringen der inneren Idee, eine Schwierigkeit zu überwinden; es bleibt bei der angestrebten Durchdringung ein untilgbarer dualistischer Rest, ein Ueberschwanke theils des Lauts über den Gedanken, theils des gemeinten Sinnes über den Ausdruck.²⁾ Die Betrachtung der Sprache in ihrer allgemeinsten Erscheinung führt nothwendig auf die Unterscheidung eines physiologischen und eines dynamischen Wirkens, eines Princips durch die Natur in sie gelegter Gesetzmäßigkeit und eines Princips menschlicher Freiheit.³⁾ Eben die Achtung dieses Freiheitsprincips macht unsern Forscher durchweg zum Feinde voreiliger Systemfucht und bewahrt ihn in Beziehung auf das Ganze der Sprachwelt vor dem Irrthum, dieselbe als einen geschlossenen Organismus in einer schlechtthin erschöpfenden Classification der Sprachen vorstellen zu wollen. Die Sprachwelt ist ihm nicht ein organisch geschlossener Kreis, so wenig wie ihm das Wort eine absolute Identität von Idee und Laut ist. Wie dieses nur eine gewollte Identität, so jene nur ein Streben zum Organismus. Der Kreis der Sprachen bleibt nach seiner Anschauung nach der Perspective der Freiheit und der Geschichte hin geöffnet, und eben dies ist der Punkt, wo er sich aus der Sprachwissenschaft hinübergedrängt sieht in die Geschichtswissenschaft.⁴⁾ Auch auf diesem Gebiete endlich ist

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 210. 288 u. f. w. Briefwechsel mit Schiller. Vorerinnerung S. 44.

2) Einleitung S. 42. 88.; vergl. weiter unten: Abschnitt 4.

3) a. a. D. S. 66.

4) Anders, in seiner Kritik H.'s, Steinthal (Classification S. 65) — zum

es der Gedanke der Freiheit, des Fortschritts und der unendlichen Perfectibilität, — ist es die Kant'sche Geschichtsauffassung, die ihn leitet. In diesem Ziele der Menschengeschichte stimmt, trotz des anscheinenden Widerstreits, die Naturanlage des Menschen mit den höchsten Gesetzen seines geistigen Wesens zusammen. Das ist das Thema, welches Kant in dem schönen Aufsatz „über die Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ ausgeführt hatte, das ist die Ueberzeugung, welche Humboldt seinen allgemeinen sprachphilosophischen Untersuchungen voranschickte und die er selbst im Eingange einer so speciellen Untersuchung wie die über die Sprachen der Südsee zu wiederholen sich gedrungen fühlte.¹⁾

Einen heftigen Stoß inzwischen hatte, noch am Ende des 18. Jahrhunderts, diese ganze, im Wesentlichen dualistische, von dem Rechte der Subjectivität und der Freiheit ausgehende Kant'sche Anschauungsweise erlitten. Die von dem Geiste des hellenischen Alterthums durchdrungenen Werke unserer Dichter hatten dem Bewußtsein der Nation das Gefühl einer lange nicht gekannten Befriedigung und Versöhntheit gegeben. Daß in der Hervorbringung und im Anschauen des Schönen der Dualismus von Freiheit und Natur sich in gewisser Weise aufhebe, hatte schon die dritte der Kant'schen Kritiken gelehrt, das hatten nachdrücklicher Schiller's ästhetische Briefe ausgeführt, das brachte die lebendige Ausstellung des Schönen in den Dichtungen Göthe's und Schiller's auch der Empfindung der Zeitgenossen nahe. Aus der Theorie der ästhetischen Briefe und aus der Praxis unsrer klassischen Dichtung entsprang sofort eine neue philosophische Weltanschauung, welche ein für alle Mal die Kant'sche für antiquirt erklärte. Auf die Herrschaft Kant's und seiner Schule folgte die Herrschaft Schelling's und Hegel's. Das ästhetische Schema wurde an Stelle des moralischen zum alleinigen und allgemeinen erhoben, die Kunst für das einzige wahre und ewige

Beweise lediglich, daß er trotz aller Abhängigkeit von Humboldt einerseits und trotz aller Ablehnung Hegel'scher Systematik andererseits doch weder die Wahrheitsbescheidenheit und Freiheitsachtung des Ersteren in ihrem tiefsten Grunde zu verstehen, noch sich von dem constructiv-ästhetischen Schema der Weltanschauung des Letzteren loszumachen im Stande ist.

1) Kawi-Sprache Bd. III. S. 426 vergl. Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. S. 1 und S. 7. Siehe übrigens weiter unten: Abschnitt 4.

Organon und Document der Philosophie erklärt, und das ganze Universum unter die Formel der absoluten Indifferenz des Subjectiven und Objectiven gestellt.

Wir wissen bereits, wie sich zu diesem Umschwung in der Gedanken- und Empfindungsweise des Zeitalters Humboldt verhielt. Mehr als irgend einen Andern führte ihn seine eigne Natur auf die von Schiller geltend gemachte freie Uebereinstimmung der sinnlichen Kräfte mit dem Gesetz der Vernunft. Tiefer als die beiden Dichter war er eingeweiht in den Geist des hellenischen Lebens. Tiefer als die beiden Philosophen hatte er den Reiz der Götter-Schiller'schen Dichtung empfunden. Er hatte die ästhetischen Forschungen Schiller's Schritt für Schritt begleitet. Er hatte dieselben ergänzt, fortgeführt, angewandt. In jenen Horenaußsätzen über den Geschlechtsunterschied hatte er, lange vor der Proclamation des Identitätssystems, auf den Parallelismus von Freiheit und Natur und auf die große Einheit der physischen und moralischen Welt hingewiesen. Aber hier gerade schieden sich die Wege. Wohl war er damit um einen Schritt über die Grenzen der Kant'schen Philosophie hinaus, aber er war nicht in die Bahnen der Schelling'schen Speculation hinübergetreten. Wohl war ihm die Einheit des Ideellen und des Reellen zu einem höchsten leitenden Gesichtspunkte, zu einer letzten orientirenden Idee, aber sie war ihm nicht zu einer tyrannischen Formel und nicht zu einem hohlen Rahmen für das Bild des Weltganzen geworden. So war der Standpunkt der Aufsätze über den Geschlechtsunterschied gewesen. Genau so war der Standpunkt, auf dem seine Sprachphilosophie erwuchs und verharrte. Er gründete damit nicht, wie der romantische Philosoph, ein neues metaphysisches System. Er that, was um Vieles schwerer war. Er stellte sich die Aufgabe, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher die in der Kunst culminirende Durchdringung des Subjectiven und Objectiven in den übrigen Offenbarungen des Menschengeistes gelinge. Zu diesem Behuf und in diesem Sinne richtete er sich mit unverwandtem Blicke auf das Wesen der Sprache. Eine Arbeit verrichtete er ebendeshalb, die nicht zum zweiten Male gethan zu werden braucht. Das Identitätssystem sammt dem System des absoluten Idealismus ist gefallen wie andre Systeme. Die Sprach-

philosophie Humboldt's ist wie die Aesthetik Schiller's ein Besitzthum für immer, ein nicht wieder rückgängig zu machender Fortschritt in den Erwerbungen der erkennenden Vernunft, die unzerstörbare Grundlage der heutigen und der zukünftigen Sprachwissenschaft.

Man kann jedoch die Modification, welche der Kantianismus Humboldt's in seiner Sprachphilosophie durch die Einflüsse der Aesthetik erfuhr, nicht erschöpfend charakterisiren, ohne eines anderen philosophischen Zwischengliedes zu gedenken. Es ist bekannt, ein wie wesentliches Moment in dem Entwicklungsgange der modernen deutschen Philosophie die Fichte'sche Wissenschaftslehre war. An ihre Commentation zumeist knüpft sich die Schelling'sche Entdeckung der absoluten Identität an; ihre Principien und mehr noch ihr Formalismus kamen Schiller für die Deduction seiner ästhetischen Theorie zu Hülfe. Es war einmal die systematische Form der Wissenschaftslehre, welche zur Anlehnung einlud; es war sodann die principiell an die Spitze gestellte Einheit des menschlichen Ich, womit sie dem Streben der ästhetisirenden Anschauung nach einer concreteren Einheit der Gegensätze die Wege bahnte. Erst in ihr fand sich sowohl der Kant'sche Dualismus wie die in demselben enthaltene Forderung und Tendenz synthetischer Vereinigung scharf formulirt und methodisirt. Den reichen Ideenstoff daher hatte Schiller ohne Zweifel aus Kant geschöpft; auf die strenge methodische Form, in der er ihn vortrug, war ebenso unzweifelhaft die Lectüre Fichte's von entscheidendem Einfluß gewesen. Auf dem doppelten Grunde der Fichte'schen und der Schiller'schen Anschauungen daher modificirt sich auch das Kant'sche Element in Humboldt's Sprachphilosophie. Die Spuren eines zugespitzteren Subjectivismus und einer schulmäßigeren Methode verbinden sich mit den in der Aesthetik wurzelnden Anschauungen. Nur Spuren, in der That; denn die Individualität Humboldt's konnte sich im Ganzen von der harten und einseitigen Denkweise Fichte's nur abgestoßen fühlen.¹⁾

1) Leider ist die einzige Stelle des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsels, die auf Humboldt's Meinung über die Wissenschaftslehre ein Licht werfen könnte (Schiller an Humboldt, 9. November 1795; vergl. Körner an Schiller, 6. November) von zweifelhafter Auslegung. Man fühlt sich versucht, gerade aus dem Schweigen des Briefwechsels einen für Fichte nicht günstigen Schluß zu ziehen. Daß das Verhältniß persönlich ein leidliches war, erhellt aus dem Briefe an

Umgehen konnte er sie darum doch nicht. Bei Einem Punkte vor Allem in seinen Auseinandersetzungen wird man immer von Neuem an Fichte erinnert. Es ist derjenige Punkt, wo die Sprachphilosophie am tiefsten auf das abstract Metaphysische zurückgeht, wo die Genesis der Sprache nur zugleich mit der Genesis des Erkennens erfaßt werden kann. Zwar die Vorstellungen, von denen dabei ausgegangen wird, sind auch hier wiederum Kantische. Die „Sprache verbindet die Welt mit dem Menschen;“ „die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden.“ Als bald jedoch werden diese Ausdrücke mehr im Sinne Fichte's modificirt, und die Ansicht selbst schwankt in die der Wissenschaftslehre hinüber. Es heißt nun, daß die Sprache „die Selbstthätigkeit des Menschen mit seiner Empfänglichkeit zusammenknüpft,“ und der Zusammenhang des Denkens mit der Sprache wird genauer so dargelegt: Subjective Thätigkeit bilde im Denken ein Object. Der subjectiven Kraft gegenüber werde die Vorstellung zum Object, und kehre, als solches, auf's Neue wahrgenommen, in jene zurück. Man sieht: es ist die reflexive Thätigkeit des Ich, die analytisch-synthetische Handlungsweise des Ich, wie sie der Wissenschaftslehrer beschreibt. Nur, daß das Ich sofort concreter, lebendiger gefaßt wird, nur daß sofort bei Humboldt das Verfahren der bei Fichte allmächtigen Einbildungskraft eine Stütze und eine Trägerin erhält. Die „bloß ideale, subjective Spaltung“ nämlich „genügt nicht;“ „die Objectivität der Vorstellung ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt.“ Dies aber ist nur möglich in einem anderen, gleichfalls vorstellenden und denkenden Wesen, ist nur möglich durch Sprache, nur dadurch, daß „das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht,“ da denn „das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurückkehrt.“ Die Sprache ist das mentbehrliche Organ, das sinnliche Substrat und Geleise, durch welches und in welchem die „Versehung in zum Subject zurückkehrende Objectivität“

Schiller, 22. September 1794 und aus dem, was J. H. Fichte im Leben seines Vaters, I. 318 erzählt. Daß Humboldt dem Philosophen seine volle Ehre zu lassen wußte, dafür ist die bekannte Stelle in der Einleitung zur Kawi-Sprache Zeugniß, in welcher die Größe der Fichte'schen Diction neben der von Kant und Schelling gerühmt wird.

vor sich geht.¹⁾ Die Bedeutung dieser Auseinandersetzungen ist offenbar die, daß durch das Hervorheben der Rolle, welche die Sprache bei der Bildung des Begriffes spielt, die Fichte'sche Vorstellungsweise auf ihren unleugbaren Wahrheitsgehalt zurückgebracht, daß ihrer Paradoxie die Spitze abgebrochen, und dasjenige, was daran richtig ist, mit dem einfachen und natürlichen Menscheninn in Einklang gebracht wird. Wenn wir uns vorstellen, daß Fichte von den Entwicklungen Humboldt's Kenntniß genommen hätte, so läßt sich nicht an dem Interesse, das er ihnen geschenkt haben würde, sondern nur daran zweifeln, ob er sie lediglich als eine Illustration und Bestätigung seiner Vorstellungstheorie gefaßt, oder aber, ob sie ihn möglicherweise von der abstracten Einseitigkeit dieser Theorie geheilt haben würden. Wir hegen indeß wenig Zweifel, daß das Erstere der Fall gewesen sein würde. Es würde ihm Wasser auf seine Mühle gewesen sein, er würde es für ein Zeugniß für die Wahrheit seiner eigenen Lehre gehalten haben, wenn er gelesen hätte, wie Humboldt den Eintritt des Pronomen's in die wirkliche Sprache beschreibt und begründet. Das Ich, sagt derselbe, ist Subject. Um aber gedacht zu werden, muß es Object werden. Es muß mithin „ein Object sein, dessen Wesen ausschließlich darin besteht, daß es Subject ist.“ Nur scheinbar ist die größere Leichtigkeit des Begriffes des Du. Denn „er besteht ja nur dadurch, daß er auf das Ich, das eben beschriebene Subject=Object, bezogen wird.“ Auf dem Pronomen beruht eben deshalb der gesammte Sprachschatz. Die persönlichen Pronomina sind „die ursprünglichen und nothwendigen Beziehungspunkte alles Wirkens durch Sprache.“ Welche Ideenbezeichnung der Mensch auch immer zum Pronomen erhob, es ist ausgemacht, daß er es „nie that, ohne derselben gleich auf immer das wahre und wirkliche Gefühl der Ichheit aufzuprägen, und daß er nie von sich wie von einem Fremden sprach.“ Diese Stellen²⁾ würde Fichte ohne Zweifel als Commentar und Beweis für die Wichtigkeit seines Princip's aufgenommen haben, und er würde mit Vergnügen erfahren haben, daß das armenische oder das chinesische oder malayische Pronomen

1) Vergl. „Ueber die Verwandtschaft u. s. w. a. a. D. S. 1 mit Einleitung zur Kawi-Sprache a. a. D. S. 53. 54.

2) Ueber die Verwandtschaft, a. a. D. S. 3 u. 5.

a posteriori bestätige, was ihm a priori schlecht hin gewiß war. Diese Stellen bezeugen in Wahrheit nur, daß die scharfsinnige Analyse, welche Fichte von der nothwendigen Handlungsweise des Ich gegeben hatte, für Humboldt zu einem Anknüpfungspunkt, zu einem Leitfaden für die Beobachtung des sprachlichen Verfahrens geworden war.

Allein auf der anderen Seite tritt nun sofort Humboldt, wie Schiller, und unter dem Einfluß von dessen ästhetischen Auseinandersetzungen, um einen Schritt über die Fichte'schen Anschauungen hinaus. Nur die Anfangspunkte des Wirkens durch Sprache bestimmt er aus der Natur des abstracten Ich heraus; es ist übrigens „der ganze und volle Mensch,“ mit dem er die Sprache in ihrer concreten Erscheinung in Verbindung bringt. Es ist ebendeshalb das gelingende Zusammenstimmen des Subjectiven und Objectiven, jene in der Erscheinung des Schönen sich vollkommen manifestirende Synthese entgegengesetzter Glieder, die er vorzugsweise aufzufuchen, deren Grenzen in der Sprache zu entdecken er fortwährend bestrebt ist. In diesem Sinne arbeitet er sich, ganz wie Schiller, mit Fichte'schem Formalismus aus der Fichte'schen Gegensätzlichkeit und der Fichte'schen Abstraction heraus. Die Sprache ist einestheils, als ein überlieferter Borrath von Wörtern und ein festes System von Regeln, der Seele fremd und von ihr unabhängig. Sie ist andertheils, in ihrer Entstehung und in dem jedesmaligen Sprechen der Menschen, der Seele angehörig und von ihr abhängig. Wir haben Thesis und Antithesis, wie wir in ganzen Reihen in der „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre“ dergleichen begegnen. Allein die Lösung dieser Antinomie weicht sofort von derjenigen ab, welche dort die Hauptrolle spielt. Dieselbe sei nicht so zu lösen, sagt die Einleitung zur Kawi-Sprache,¹⁾ daß die Sprache zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil Beides nicht sei. Die Sprache sei vielmehr gerade insofern objectiv einwirkend und selbständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig sei, und die wahre Lösung jenes Gegensatzes liege in der Einheit der menschlichen Natur.²⁾ Dies jedoch ist nur Einer von vielen Gegensätzen, welche zu lösen die eigentliche Aufgabe der Humboldt'schen Sprachphilosophie ist. Denn überall und

1) G. W. VI. 64.

2) Vergl. auch a. a. D. S. 201.

vor Allem ist ihm die Sprache „Vermittlerin,“ Vermittlerin zwischen dem Sprechen und dem Gesprochenhaben, zwischen dem Einzelnen und der Nation, zwischen Individuum und Individuum, zwischen der endlichen und der unendlichen Natur. Die Erzeugung insbesondere der Sprache ist ein im prägnantesten Sinne synthetisches Verfahren, ein Verfahren, „wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt.“¹⁾ Und an diesem Punkte endlich ist es, wo er zwar einestheils, wie wir oben hervorgehoben haben, stets für die Unvollkommenheit des Gelingens der Synthese ein Auge behält, wo er aber zugleich die Vereinigung und Durchbringung der intellectuellen und der phonetischen Form der Sprache in der ganzen Schärfe und Prägnanz faßt, welche der Begriff identischer Durchbringung durch die theoretische Behandlung der Aesthetik erhalten hatte. Die genauere Auseinandersetzung dieses Punktes gehört in die Darstellung der Humboldt'schen Sprachphilosophie selbst. Es gehört dagegen an diesen Ort, hervorzuheben, wie es durchaus das ästhetische Schema ist, von welchem dabei diese Sprachphilosophie geleitet und beherrscht wird. Ausdrücklich spricht Humboldt es aus, daß die Sprache „gerade in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens an die Kunst erinnere.“ Er findet, daß „die Entstehung eines Wortes, menschlicher Weise gedacht, der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleichsehe.“ Ja, das vollendete Gelingen der sprachlichen Synthese endlich fließt mit der Erscheinung des Schönen geradezu in Eins zusammen. „Die künstlerische Schönheit der Sprache — — ist eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung; denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgießt.“²⁾

Bei diesem höchsten Sinn nun für die Erscheinung der Identität muß es, wir wiederholen es, in der That als das größte

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, a. a. D. S. 104; vergl. Anknüpfung, a. a. D. S. 497. 498.

2) S. Einleitung zur Kawi-Sprache S. 105 u. 108 und Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon, G. W. III. 13.

Zeugniß für den Wahrheits- und Freiheitsinn des Mannes gelten, wenn er sich nichtsdestoweniger von dem romantischen Geiste der Zeit nicht dazu verleiten ließ, das Gesetz jener Identität ohne Weiteres zu universalisiren. Wenn er die Ueberzeugung aussprach, daß „der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins Einheit ist,¹⁾ so lag der Schritt nahe, diese Einheit metaphysisch oder historisch an die Spitze der zu erklärenden Erscheinungswelt zu setzen. Er blieb im Ganzen von diesem romantischen Dogmatismus völlig frei. Nur gelegentlich — um die ganze Wahrheit zu sagen — streifte er die Grenze, an welcher die kritische in die romantisch-mystische Ansicht hinübergleitet. Zuweilen, und zwar am meisten in dem Programm vom Jahre 1812, mischt sich in den Nachweis der Identität, in welcher die Sprache wurzelt, so stark die Empfindung von der Unklärlichkeit dieser Erscheinung, daß er sich in der mystischen Perspektive eines tiefer zurückliegenden Ursprungs derselben zu verlieren scheint. Während er es aber dennoch vermeidet, dieselbe metaphysisch zu fixiren, so hat dagegen seine Geschichtsphilosophie in der That neben dem unendlichen Ausblick in die Zukunft, einen romantischen Hintergrund in dem Rückblick auf den Anfangspunkt der Geschichte. Hier, und nur hier, fixirt sich jene Identität zuweilen zu der Annahme eines reineren und ursprünglicheren Daseins der Menschheit in der Vergangenheit,²⁾ und im Zusammenhange damit schildert er mit Vorliebe, in einem an Schelling und Schlegel erinnernden Tone die Zeit, „wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch Eins war,“ und wo ebendeshalb auch Dichtung, Wissenschaft, Philosophie und Thatenkunde ihre ursprüngliche und wesenhafte Einheit noch nicht verloren hatten.³⁾

1) Ueber den Dualis, G. W. VI. 589.

2) Vergl. z. B. Kawi-Sprache, Bd. II. S. 15.

3) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita. 1c., G. W. I. 98.

Dritter Abschnitt.

Methode und Darstellungsweise.

Ihr volles Licht jedoch können die philosophischen Anschauungen, welche Humboldt's linguistische Untersuchungen beherrschen, erst da empfangen, wo wir sie in Bewegung erblicken. Es ist erst die Methode seines Forschens und die Form seiner Darstellung, was uns den letzten Aufschluß über seine wissenschaftliche Ansichtswiese und zugleich den letzten Schlüssel zum Verständniß seiner sprachphilosophischen Behauptungen geben kann.

Auch in dieser Beziehung nun bringen die linguistischen Arbeiten Humboldt's das in seiner früheren wissenschaftlichen Thätigkeit Angestrebte zum Abschluß. Oftmals hatte er über die wahre Methode der Wissenschaft reflectirt. Aeußerungen wie die, daß bei allem Philosophiren die Anschauung und das Gefühl mit dem Verstande zusammewirken, oder daß der Gedanke sich in die individuelle Natur des Gegenstandes vertiefen müsse, ließen einen Blick auf den Grund seiner Denkweise thun, ehe er nur irgend ein bestimmtes Thema selbständig zu behandeln den Versuch gemacht hatte. Aehnliche Reflexionen hatten fast in jedem seiner nachmaligen Aufsätze die sachliche Ausführung durchbrochen. Mehr oder weniger glücklich war er bestrebt gewesen, dieses Ideal des Philosophirens und Schriftstellers, so oft er die Feder ansetzte, zu verwirklichen. Mit diesem Ideal hatte er zum Nachtheil der Verständlichkeit in den Horenaufsätzen, und zum Nachtheil wieder der Bündigkeit in den ästhetischen Versuchen gerungen. Aber seine Lehrjahre waren um. Er hatte das

Object gefunden, nach welchem er so lange umhergetastet; er hatte mit dem Object die Art und Weise von dessen Behandlung entdeckt. Nun endlich war er im Stande, die wahre wissenschaftliche Methode genau und erschöpfend zu charakterisiren. Er war nun endlich, und er wurde täglich mehr auch ihrer Anwendung Meister.

Es ist in der Einleitung zu der Abhandlung über den Dualis, wo er ganz im Allgemeinen aus der Sache selbst das wahre Verfahren in sprachwissenschaftlichen Dingen motivirt. Die Sprache nämlich geht aus der Tiefe des menschlichen Geistes hervor: die Wissenschaft der Sprache hat also einen Theil, der allein aus Ideen geschöpft werden kann. Die Sprache tritt in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität über: ihre Wissenschaft muß also nothwendig auch einen empirischen Theil haben. Die Sache selbst folglich fordert „die durch richtige Methodik geleitete vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung.¹⁾ Unerörtert bleibt an dieser Stelle, worin diese „richtige Methodik“ bestehe. Längst jedoch hatte Humboldt eine ausführliche Antwort darauf gegeben. Recht eigentlich zu diesem Behuf hatte er die Abhandlung: „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers“ geschrieben. Der Zweck dieser Abhandlung war kein anderer als die Darstellung der idealen Methode, wie sie im Grunde für alle Wissenschaften dieselbe ist, wie sie aber insbesondere der Sprachforscher mit dem Geschichtschreiber gemein hat. Denn auch der Sprachforscher ist Historiker und die Sprache in ihrer factischen Erscheinung ein lebendiges Stück Geschichte; sie ist „eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt.“²⁾

Der Historiker nun aber ist alles irdische Wirken und Geschehen treu und wahrhaftig darzustellen nur dadurch im Stande, daß er unverrückt zugleich die Ideen im Auge behält, welche die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen. Zwei Wege, setzt Humboldt auseinander, müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern: die genaue, partei-

1) G. W. VI. 564.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache VI. 10.

Samm. W. v. Humboldt.

lose, kritische Ergründung des Geschehenen und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren.¹⁾ Auch in der Charakteristik der wahren wissenschaftlichen Methode mithin geht Humboldt von dualistischer Anschauung aus und zu einer einheitlichen Anschauung hin. Und zwar vermittelt wird diese Wendung abermals durch die Aesthetik. Der Geschichtschreiber rückt in die Nähe des Dichters, das wissenschaftliche Verfahren wird als ein Analogon des poetischen und künstlerischen beschrieben. Wie das Wirkliche das Gepräge des Ideellen trägt, so hat es der Geschichtschreiber und ebenso der Naturbeschreiber darzustellen, indem er nicht mit bloßer Empfänglichkeit das Erscheinende, sondern zugleich mit Selbstthätigkeit, durch Ahndungsvermögen und eine höhere Verknüpfungsgabe, die ideelle Form und das Gesetz des Erscheinenden ergreift. Die innigste und doch zugleich nüchternste Durchdringung beider Momente vollendet den Begriff der echten Geschichtschreibung. Die Begebenheiten können selbst nach ihrer nackten Wirklichkeit nur erkannt werden, wenn der beobachtende Geist im Beobachten selbst fortwährend für das Ergreifen der Idee gestimmt ist. Diese Idee, umgekehrt, darf nicht schlechtthin aus spontaner Kraft erdichtet, sie kann nur in und an den Begebenheiten selbst erkannt werden; was der Geschichtschreiber thun kann, „um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten — — die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen.“ Alles Begreifen setzt in dem Begreifenden „schon ein Analogon des nachher wirklich Begreifenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object.“

An dieser Beschreibung der wahren wissenschaftlichen Methode erhellt mit schlagender Evidenz, was wir oben in Beziehung auf den Inhalt der Humboldt'schen Sprachphilosophie entwickelten, daß ihm die ästhetische Ansicht der Dinge nie mehr als eine orientirende Idee geworden sei. Durch diesen Maaß und Grenze haltenden Gebrauch des Aesthetischen erhebt er sich, wir stehen nicht an, es auszusprechen, zu dem denkbar höchsten und reinsten Begriff echter Wissenschaft. In dem in Rede stehenden Aufsatz ist ein

1) Ueber die Aufgabe etc., S. W. I. 4.

unumstößlicher wissenschaftlicher Kanon, sind die Grundzüge einer Wissenschaftslehre und eines *Novum Organon* niedergelegt, welche mit größerem Recht diese Namen verdienen als ihre Vorgänger. Die hier beschriebene Methode, auf's Tieffinnigste das analytische und synthetische, das ideelle und empirische Moment auf der Grundlage des ästhetischen Schema's verbindend, steht an Wahrheit hoch über jener von Bacon beschriebenen Induction und führt dasjenige zum Abschluß, was diesem in einzelnen Andeutungen als Ahndung vorschwebte. Die hier beschriebene Methode aber ist nicht minder die Correctur jener dialektisch constructiven Methode der Hegel'schen Philosophie, welche auf der Grundlage der metaphysicirten Identität des Ideellen und Reellen, und ebendeshalb systematisirend, durchweg den Schein einer Zusammenstimmung des Empirischen und des Allgemeinen aufrecht erhält, während sie in Wahrheit das Erstere unter die rücksichtslose und logisch strenge Herrschaft des Apriorischen, der Principien und der Kategorien schmeichelt.¹⁾ Es ist eine Methode endlich, welche gleich sehr in die Tiefe der Dinge, wie zu ihrer einfachen Wahrheit hinführt und deren Charakter sich daher, um Humboldt's eigne Worte zu brauchen, in der verbundenen „Freiheit und Zartheit der Ansicht“ vollendet.

Der geistvolle Tieffinn Bacon's würde, wie wir vermüthen, näher an diese Methode herangerückt, er würde das nothwendige Entgegenkommen des Geistes weniger außer Acht gelassen haben, wenn nicht so überwiegend den Gegenstand seines Interesse's die Natur ausgemacht hätte. Denn Humboldt zwar macht auch für die Naturforschung auf dieses nothwendige geistige Entgegenkommen aufmerksam; dennoch aber verhält es sich so wie er sagt, daß gerade bei der Geschichte diese vorgängige Grundlage und gleichsam Anticipation des Begreifens vorzugsweise klar ist, „da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt.“

1) Vergl. Steinthal, die Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie (Berlin, 1848) S. 3 ff. Das Specificische der Humboldt'schen Methode scheint uns indeß durch die dort gegebene Darstellung sowie durch die Benennung „denkende Anschauung, anschauendes Denken“ noch keinesweges ergriffen; denn darin gerade besteht das Entscheidende, daß es das ästhetische Schema ist, durch welches Humboldt für das Denken und das Anschauen, ein lebendiges ebenso energisches wie zartes Band gewinnt.

Wenn dies aber von der Geschichte gilt, so gewiß auch von der Sprache, und es wäre wunderbar, wenn Humboldt zwar den Begriff der echten Methode aufgestellt, dieselbe aber in dem ihm eignen Bezirke der geschichtlichen Wissenschaft, auf dem Gebiete der Sprache, nicht in Anwendung gebracht hätte.

Die Wahrheit ist, daß die Idee dieser Methode den Hintergrund aller seiner linguistischen Forschungen ausmacht und daß sie an einzelnen Punkten in wahrhaft genialischer Weise von ihm geübt ist. Zwar in der Natur der Sache selbst liegt es, daß eigentlich diese Methode nie unmittelbar gesehen werden kann. Es ist anders mit ihr als mit der constructiven und mit der epagogischen Methode, die, weil sie von etwas Festem, zu etwas Festem, von etwas Fertigem zu etwas Fertigem fortschreiten, sich deutlich vor das Auge bringen lassen. Das Humboldt'sche Verfahren hat nur in der Bewegung des Geistes als ein Schweben zwischen dem Factischen und dem Ideellen eine subjective, und andrerseits nur in der gelungenen Verbindung dieser beiden Momente, in dem dargestellten Resultat, Existenz. So oft uns eine Forschung und nicht etwa das fertige Ergebnis einer Forschung vorgeführt wird, so oft zerschlägt sich mit Nothwendigkeit der lebendige Proceß der Methode für die äußere Erscheinung in den Dualismus des Ausgehens vom Allgemeinen und vom Besondern. Die Regel daher ist, daß Humboldt den historischen Weg der Untersuchung dem begrifflichen entweder vorausschickt oder nachfolgen läßt. Die meisten seiner linguistischen Aufsätze zerfallen in dieser Weise in zwei sich ergänzende Hälften. So namentlich der über den Dualis und der über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Dasselbe ist die Ordnung in dem Schreiben an Abel-Rémusat, und dasselbe ist das Verhältniß, in welchem das Kawi-Werk zu der als Einleitung demselben vorausgeschickten Abhandlung steht. Es kommt dazu, daß man in diesem Verfahren vielfach eine bloße Concession an das Bedürfniß größerer Verständlichkeit erblicken darf. Man trete jedoch näher. In allen diesen Fällen verwandelt sich alsdann das scheinbare Nebeneinander vor dem Geiste des Lesers zu einem Ineinander. Bald genug wird derselbe von dem Gefühl der lebendigsten Gegenseitigkeit beider Theile ergriffen. Denn die allgemeinen Entwicklungen tragen überall die Farbe der Thatfachen, aus deren Beobachtung sie entsprungen sind, und die Thatfachen werden

in einer Weise geordnet und blosgelegt, daß sie von selbst den Sinn zu den Ideen zurück- oder ihnen entgegenlenken.

Allein es giebt andere Fälle. Es giebt Fälle, wo es den Anschein hat, als ob sich Humboldt thatsächlich einem blos constructiven, und es giebt Fälle, wo es den Anschein hat, als ob er sich einem einfach inductorischen Verfahren überließe.

Das schlagendste Beispiel einer scheinbar rein apriorischen Deduction aus den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Geistes findet sich in dem Aufsatz „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien 2c.“ Aus der Handlungsweise des menschlichen Geistes wird hier zuerst der nothwendige Charakter der persönlichen Pronomina abgeleitet. Sofort wird dieser Charakter durch Aufweisung der Forderungen analysirt, die man demnach an die Bezeichnung jener Pronomina zu machen habe. Der für sie zu wählende Ausdruck nämlich müsse auf alle möglichen Individuen, da jedes zum Ich und Du werden kann, passen und dennoch den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen bestimmt und als wahren Verhältniß-Gegensatz angeben; er müsse ferner von aller qualitativen Verschiedenheit abstrahiren und dennoch ein sinnlicher Ausdruck sein, und zwar ein solcher, der, indem er das Ich und Du in zwei verschiedene Sphären einschließt, auch wieder die Aufhebung dieser Trennung und die Entgegensetzung beider zusammen gegen ein Drittes möglich lasse. Alle diese Bedingungen nun aber erfülle der Begriff des Raumes — und alsbald wird zu dem Nachweis übergegangen, daß es Thatsachen giebt, welche wirklich und deutlich zeigen, daß man in einigen Sprachen eben den Raumbegriff auf den Pronominalbegriff bezogen habe. So erscheint hier offenbar ein Uebergewicht des constructiven Moments. Allein dasselbe verschwindet, wenn man bei einem tieferen Eingehen in die apriorische Deduction gewahr wird, wie das dem Geiste des Sprachforschers vorschwebende Bild der wirklichen Sprache bereits die abstracte Anschauung des allgemeinen geistigen Verfahrens gereinigt und modificirt hat.

Es verhält sich ähnlich bei dem entgegengesetzten Fall, wo wir auf den ersten Blick lediglich den Baconischen Weg der Induction geführt zu werden scheinen. Je specieller die Untersuchung, desto näher wird dieser Weg liegen. Das schlagendste Beispiel daher findet sich in dem Aufsatz: „Ueber die in der Sanskritsprache durch die

Suffixa *tvâ* und *ya* gebildeten Verbalformen,“ einem Aufsatz, dessen methodischen Gang schon A. W. Schlegel in seiner Vor Erinnerung zu demselben hervorgehoben hat. Wir glauben in der That eine Baconische Instanzentabelle vor uns zu haben: der Aufsatz beginnt mit der Darlegung der reinen grammatischen Thatsache in ihrem ganzen Umfange. Geordnet nach der Verschiedenheit ihrer äußerlichen grammatischen Natur werden die Fälle des Vorkommens jener Formen angegeben und beständig mit Beispielen begleitet und erläutert. Am liebsten sofort ließe der Verfasser hierauf eine Entwicklung der Meinungen der einheimischen Grammatiker über die Natur jener Formen folgen; nicht blos nach der Vorschrift des Verulamiers, sondern zugleich nach dem Muster des Stagiriten möchte er zu Werke gehn. Nur der Mangel der erforderlichen Hülfsmittel nöthigt ihn, hierauf zu verzichten; er verschreitet also nunmehr dazu, die aufgeführten Instanzen ganz einfach zu summiren, die grammatische Thatsache nach ihrer reinen Thatsächlichkeit zu fixiren und in ihrer ganzen Besonderheit herauszuheben. Soweit ist es lediglich der Kanon der Induction, den wir befolgt sehen. Allein plötzlich wird derselbe durch den entgegengesetzten Kanon gekreuzt, und der rein empirische Weg erhält eine Ablenkung. Es wird herübergelant nach dem Begriffsschatz der allgemeinen Grammatik. Mittelst eines abbrevirenden Verfahrens wird vorerst der ungefähre Ort in's Auge gefaßt, wo jene Verbalformen unterzubringen sein dürften und dieser Ort alsbald in's Engere zusammengeschränkt, sodaß nur die Frage übrig bleibt, ob dieselben für Participien oder für Gerundien zu halten seien. Und nun mißt gleichsam das Auge herüber und hinüber. An dem genauer festgestellten Begriff des Particips und Gerundiums werden die fraglichen Formen geprüft. Es wird gewissenhaft erprobt, wiefern sie der Natur des Einen, wiefern sie der Natur des Andern entsprechen, und auf diese Weise die letzte Entscheidung zu Gunsten des Gerundiums gewonnen. Aber das Ergebniß der Untersuchung reicht über diese nächste Entscheidung hinaus. Durch den Begriff des Gerundiums sind wir über jene Suffixbildungen verständigt, durch die Beschaffenheit dieser Suffixbildungen ist der Begriff des Gerundiums klarer, weiter, bestimmter geworden.

Wenn nun aber so selbst in denjenigen Fällen, wo auf den

ersten Anschein ein einseitigeres Verfahren gegen die Idee einer höheren Methodik Platz greift, immer zugleich die Correctur eintritt, so läßt vollends der Gesamtüberblick über die sprachwissenschaftliche Thätigkeit Humboldt's auf das Allerentschiedenste den Eindruck zurück, daß jene Idee ihm niemals abhanden gekommen, daß jene Methodik die immanente Energie seines geistigen Verfahrens ist. Wenn er jetzt mit einer allgemeinen Charakteristik, etwa einer ganzen Gruppe von Sprachen, beginnt und dann die speciellste Zergliederung ihrer grammatischen Textur folgen läßt, wenn er jetzt wieder, etwa in wörtervergleichenden Tabellen, zuerst das Einzelste vor uns ausbreitet, um demnächst ein zusammenfassendes Totalbild der verglichenen Sprachen dahinterzustellen, wenn er unzählige Male von der reinlich herausgehobenen und festhingestellten Thatsache ausgeht, um die Ergründung derselben unmittelbar daran anzuknüpfen, wenn er überall endlich die historische Darstellung des Details mit den allgemeinsten und ideellsten Anschauungen durchschießt: — immer ist es der Drang einer höchsten ästhetischen Verknüpfung, dessen Arbeit noch in dem Niederschlag der geistigen Thätigkeit sich spüren läßt. Es ist nie ein bloßes Aufsteigen von dem Vielen zu Einem. Es ist stets ein wissenschaftliches Analogon zu demjenigen, worin nach der Humboldt'schen Formel das Verfahren des Künstlers besteht: es ist ein Individualisiren des Ideellen und wiederum ein Idealisiren des Individuellen. Es ist freilich eine einfache Consequenz seiner Ansicht von der synthetischen Natur der Sprache, wenn er so häufig einschärft, wie die Verwandtschaft verschiedener Sprachen nur aus der Uebereinstimmung ihrer concreten Formen, aus der Ähnlichkeit ihrer grammatischen Individualität erschlossen werden könne,¹⁾ aber diese Sprachansicht selbst beruht auf der Fähigkeit des Zusammenschauens des Ideellen und Individuellen, und jenes Aufweisen gerade der concreten Formen, jenes Erschöpfen ihrer grammatischen Individualität wird von ihm selbst mit vollendeter Meisterschaft geübt.

1) S. z. B. Einleitung in die Kawi-Sprache, S. W. VI. 308. Ueber den Dualis, ebendaf. 585. Ganz der Ausführung dieses Thema's gewidmet ist der Essay on the best means etc., S. W. VII. 423 ff.; s. besonders S. 428. Vergl. endlich auch Kawi-Sprache, Bb. III. S. 432 u. schon „Berichtigungen und Zusätze“ Mithridates, Thl. IV. S. 306.

Eben hierin wurzelt das eigentlich Characteristische seiner Sprachbehandlung; eben hierdurch ward er der Schöpfer einer Sprachwissenschaft wie sie vor ihm nicht existirt hatte. Er setzte die in Eins ideale und individuelle Sprachbetrachtung an die Stelle der bloß empirischen und der bloß logischen, schuf Sprachwissenschaft statt bloßer Sprachkenntniß und Sprachphilosophie statt bloßen Philosophirens über die Sprache. Aus dieser von der ästhetischen Anschauung getragenen und dirigirten inneren Arbeit heraus wies er insbesondere die „einseitig logische Sprachansicht“¹⁾ in ihre Schranken zurück. Schon früh, schon bei seiner Beschäftigung mit den Griechen hatte er „vernünftelnnde Gründe in sprachlichen Dingen“ gehaßt.²⁾ Es macht in gewissem Sinne die Summe seiner nachmaligen Spracheinsicht aus, daß der lebendige Leib der Sprache nicht an das Kreuz der Logik geschlagen werden dürfe. Er ist voll Anerkennung für die Bemühungen, namentlich eines Bernhards, um die sogenannte allgemeine oder philosophische Grammatik.³⁾ Er will derselben ihre Berechtigung und die Bedeutung ihrer eignen Consequenzen nicht streitig machen; wie aber das frühere Naturrecht im Grunde nichts als eine Abstraction von dem System des römischen Rechtes war, so finden sich nach Humboldt auch „die reinen Begriffe unsrer allgemeinen Grammatik nur immer in den Sprachen vollendeter Bildung, und auch da nur in der philosophischen Ansicht derselben.“⁴⁾ Der logischen Sprachansicht setzt er im Ganzen diejenige entgegen, „welche eine Zergliederung der Sprache selbst versucht“ und nur diese führt nach ihm zur „wahrhaften Einsicht“ in die Natur sprachlicher Formen. Er verschmäht es eben deshalb, bei der Analyse ungebildeterer Sprachen das Schema unsrer gewöhnlichen grammatischen Begriffe und Eintheilungen zu Grunde zu legen, ein Schema, welches, genau genommen, nur das der Grammatik der Sanskritischen Sprachen sei. Die Grammatik der Südseesprachen z. B. kann nur nach dem Schema der individuellen Form dieser Sprachen

1) Kawi-Sprache, Bb. III. 526.

2) An Wolf, G. W. V. 82.

3) Ueber die durch zwei Suffixa ic., a. a. D. Bd. II. S. 71, Anmerkung; vergl. Ueber den Infinitiv a. a. D., besonders S. 244.

4) Ueber die Verwandtschaft ic., a. a. D. S. 2.

behandelt werden. Um „den eigenthümlichen Bau dieser Sprachen in nichts zu verdunkeln“, beginnt er die Darlegung ihrer Grammatik mit einer Zergliederung der Partikeln derselben, aber auch dies nur, nachdem er den Leser darüber verständigt hat, daß der Begriff Partikel hier nur als ein Analogon dessen zu fassen sei, was nach gewöhnlicher grammatischer Auffassung diesen Namen führe.¹⁾ Aber auch damit nicht genug. Wie man es auch anfangen möge: Grammatik bleibt Grammatik; in einer jeden leidet der besondere und eigenthümliche Sprachtypus Gefahr, durch den allgemeinen verdunkelt zu werden; schon durch die Zerstückelung überdies, welche die Grammatik mit der Sprache vornimmt, geht Vieles von deren wahren Wesen und Leben verloren. Zum genaueren Eingehen in den Bau einer Sprache erklärt daher Humboldt das Lesen wirklicher Sprachtexte für durchaus unerläßlich. Zu ihrer Lectüre müsse man von dem bloß grammatischen Studium vorschreiten, von dem Lesen zum grammatischen Studium wieder zurückkehren²⁾, — und er verfährt selbst diesen Grundsätzen gemäß bei seiner Darstellung der tongischen, neuseeländischen und tahitischen Sprache.

Aber nicht bloß von dem grammatischen Schema dringt er zur lebendigen und individuellen Wahrheit der einzelnen Sprachen durch, sondern das Logische, Begriffe und Eintheilungen überhaupt faßt er nur, wie der bildende Künstler die anatomische Skizze, als Unterlage und Hilfsmittel für die Darstellung der Sache, wie sie in Wahrheit ist. Das Studium der Anatomie wird gewiß von dem tüchtigsten Künstler am höchsten geschätzt. Wenige ebenso werden sich an Abstractionskraft, an innerer logischer Klarheit und an Scharfsinn mit Humboldt messen können, und weder den gemeinen Menscheninn, noch den Verstand, noch die Logik hat er sich jemals im Stile der romantischen Philosophie zu verachten einfallen lassen. Aber dennoch weiß er, daß diese Dinge nicht Alles sind und weiß es abermals besser, als es diese Philosophie weiß; weiß es, was die Hauptsache ist, um Ernst mit diesem Wissen zu machen.

1) Kawi-Sprache, III. 524 ff. Vergl. über die ganze Stellung Humboldt's zur allgemeinen oder logischen Grammatik: Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie (Berlin, 1855) S. 118 ff. u. passim.

2) Kawi-Sprache, III. 476. 478.

Die Einsicht einer constructiven Philosophie wie etwa die Hegel'sche, reicht soweit allenfalls auch, daß die Sprache ein lebendiger Organismus, daß die Gesamtheit der Sprachwelt von derselben organischen Natur und Lebendigkeit ist. Aber sofort ist es der construirte Begriff des Organismus, der sie dessen überhebt, Organisches wirklich wie Organisches anzufassen, der ihr die Erlaubniß vermittelt, das Lebendige mit logischem Formalismus zu behandeln und zu systematisiren. Es ist das eine Methode, welche die Einfachheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit der Logik verderbt, ohne darum an die lebendige Wahrheit der Natur heranzukommen. Allein nicht so Humboldt. Mit scharfem und nicht zu beirrendem Verstande sucht er überall feste Punkte zu setzen und reine Linien zu ziehen, das Verwandte unter Einheiten zu bringen, das Discrepante zu scheiden. Aber hinter diesem scheidenden und eintheilenden Verstande richtet sich sein ästhetischer Sinn auf die lebendige Gestalt. Wo irgend, sei es für das Ganze der Sprachwelt, oder im Einzelnen sonst, Eintheilungen und Classificationen von ihm versucht werden: überall sind sie ihm nichts weiter als „ungefähre Anhaltspunkte.“ Streng durchgeführt, würden sie der Sache selbst etwas Fremdes aufdringen und den Dingen in ihrer concreten Bestimmtheit Gewalt anthun: es gilt überall das Abstracte durch das Concrete zu ergänzen, und die logische mit der ästhetischen Anschauung berichtend zu durchbringen.

In alle dem nun erkennt man ohne Schwierigkeit dieselbe Tendenz des Annäherns der wissenschaftlichen an die künstlerische Darstellung wieder, welche in den vorlinguistischen Arbeiten Humboldt's sich in immer andrer Weise bemerklich machte. Ebenso jedoch erkennt man den Fortschritt gegen jene früheren Arbeiten. Der Grund seiner Ueberzeugung ist noch immer, daß die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft fließende Grenzen sind. Allein über diese Grenzen sowohl, wie über die Möglichkeit, sie zu überspringen, hat er erst jetzt ein klares, durch die reichste Erfahrung erworbenes Bewußtsein. Wiederholt ergeht er sich nunmehr in der Hervorhebung der Schwierigkeiten, welche sich der Darstellung des Wesens und der Form der Sprachen entgegenstellen. Dies „eigentliche Wesen“ der Sprache, sagt er schon in seinem ersten sprachphilosophischen Programm, „gleichet einem Hauche, der das Ganze umgiebt, aber, zu

fein, an dem einzelnen Element seine Form für das Auge verliert.“¹⁾ Er vergleicht in seinem letzten großen sprachphilosophischen Werke die Sprachen mit den menschlichen Gesichtsbildungen. Auch diese vermag wohl die Kunst des Malers wiederzugeben, aber „kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen.“ Ebenso die Sprache. „Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig; und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Obem eines Lebendigen ist.“ Dasselbe kann „durch das klarste und überzeugendste Gefühl“ wahrgenommen werden, aber die Versuche, es in bestimmte Begriffe zu begränzen, werden scheitern.²⁾ Dies klare Bewußtsein über die Grenzen wissenschaftlicher Darstellung gereicht ohne Zweifel dem Forscher zur höchsten Ehre. Aber der Triumph des Genie's ist es, daß er nichtsdestoweniger diese Grenzen als elastische zu behandeln, sie auf's Aeußerste zu dehnen und nun erst die Wissenschaft in richtiger und maasshaltender Weise an die Kunst heranzuarbeiten im Stande war. So wie er dies principiell bei der Auseinandersetzung der Aufgabe des Geschichtschreibers that, so wird auch thatsächlich das Zusammenwirken der logischen und der ästhetischen Kräfte des Geistes in den gelungensten Partien seiner linguistischen Forschungen und Darstellungen auf ganz andre Art sichtbar, als in den Horenaufsätzen oder den Aesthetischen Versuchen. Auch Göthe, welcher vielleicht für die Auffassung der Natur ebenso vorzüglich organisiert war, wie Wilhelm von Humboldt für das Verständnis der Sprache, wollte „keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit“ ausgeschlossen wissen. Indem es ihm noch näher lag, die wissenschaftliche mit der künstlerischen Darstellung zusammenfließen zu lassen, so sprach er es aus, wie auch für jene nichts entbehrt werden könne, — „die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnuchtsvolle Phantasie und liebevolle Freude am Sinnlichen.“ Ge-

1) Ankündigung, a. a. D. S. 497.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 44. 45.

läutert durch das scharfe Bewußtsein des der Wissenschaft specifisch Eigenthümlichen, ist die Humboldt'sche Behandlung der Sprache in vielen Fällen ein sprechender Commentar zu diesen Worten. Mit der größten Gewissenhaftigkeit das Thatsächliche constatirend, mit der verständigsten Analyse es zergliedernd, ist er zugleich sichtlich bemüht, die Lücken dieser Verstandesoperation durch das Aufgebot der Kräfte der Phantasie und des Gefühls auszufüllen. Der Verstand geht an dem Leitfaden des Gefühls, an der Hand des wissenschaftlichen Instincts und der Ahnung. Er ist auf diese Weise im Stande, in die feinsten Züge und in die zartesten Poren der Sprache einzudringen und in der That von jenem Hauchartigen etwas zu erschaffen, was sich jeder Darstellung zu entziehen schien. Es würde überflüssig sein, für diese Erscheinung Beweise beizubringen, da sie über das Ganze der Humboldt'schen Arbeiten ausgebreitet sind. Aber mit Bewunderung haben wir stets die Beschreibung des mexicanischen Einverleibungssystems in der Einleitung zur Kawi-Sprache gelesen und nicht minder bewunderungswürdig ist uns die tastende Zartheit erschienen, mit der im dritten Bande des Kawiwerkes der Natur und Bedeutung der Partikeln der Sübseesprachen nachgespürt wird.

Und so bestätigt sich hier endlich, in dem letzten Stadium der wissenschaftlichen Thätigkeit Humboldt's noch eine andere schon auf den früheren Stadien von uns beobachtete Eigenthümlichkeit. Es giebt Gebiete des Wissens, für welche die Nüchternheit des reflectirenden Verstandes vollkommen ausreicht. Es giebt andre, deren Verständniß ewig verschlossen bleiben würde, wenn nicht der zersetzende Scharfsinn und die sichtende Urtheilskraft sich der helfenden Leitung des Gefühls und der ahnenden Combinationsgabe anvertraute. Die Räthsel der alten Mythologie und die Urgeschichten der Völker z. B. würden ohne dieses Verfahren schlechthin unergündlich sein. Hier scheidet ebendeshalb die pragmatifirende Geschichtschreibung der Engländer und überläßt es dem gedulbigen Tiefsinn der Deutschen, noch in der Dämmerung Farben und Gestalten zu erkennen. Es war bezeichnend für Humboldt, daß seine wissenschaftlichen Untersuchungen sämmtlich auf solche Punkte sich bezogen, wo das bloß scharfsinnige Reflectiren ihn im Stiche gelassen haben würde, wenn es nicht von einem tiefer begründeten Instinct für die Wahrheit unterstützt worden wäre. Stets und überall zog

das Dunkle und Geheimnißvolle ihn an; erst hier fühlte er sich in dem Elemente, welches alle Kräfte seines Wesens herausforderte und in's Spiel setzte. Er hing jetzt unverwandten Blickes an einem Gegenstand, dessen Wesen noch wunderbarer war, als das Geheimniß der Geschlechtsdifferenz, als die Hieroglyphik der Gesichtsbildungen und als das Wunder der Kunst und der Dichtung. Aber auch auf diesem Gebiete wiederum ward seine Forschung von Anfang an stets an die entlegensten und unzugänglichsten Punkte getrieben. Den Mittelpunkt seiner linguistisch-historischen Bemühungen bildete zuerst jene, im Verschwinden begriffene, literaturlose Sprache der Urbewohner Spaniens, und diese wieder sollte ihm zum Leitfaden für die Ergründung der Urgeschichte Europa's werden. Und wie beschaffen war diejenige Sprache, die er in der letzten Periode seiner Sprachstudien zum Mittelpunkte seiner Forschung und seiner Schriftstellerei machte? Das Kawi ist eine todte Sprache. Es ist eine Sprache, welche nie anders als in dichterischer und gelehrter Literatur lebendig war. Von den noch im Original erhaltenen Kawiwerten ist ein Epos von ungefähr 700 Stanzas die einzige Quelle für unser Studium der Sprache. Nur etwa der fünfte Theil jedoch dieser Stanzas liegt Humboldt vor. Er liegt ihm in einer Mittheilung vor, bei welcher die javanische Schrift des Originals in lateinische Lettern umgesetzt ist, und es stellt sich heraus, daß diese Umsezung nach schwankenden Grundsätzen und ungenau gemacht ist. So beschaffen sind die Hilfsmittel und so beschaffen ist die Sprache, deren grammatische Natur von ihm bestimmt wird und die ihm zum Ausgangspunkt dient, um den grammatischen Bau einer Reihe anderer Sprachen zu ergründen, für welche die Unterlagen meist ebenso dürftig sind, und um die historischen Beziehungen und Zusammenhänge von Völkern zu ermitteln, die auf der untersten Stufe weltgeschichtlicher Bedeutung stehen.

Die Sympathie für das Abgelegene und Geheimnißvolle, die Neigung, sich auf Gebieten zu bewegen, in denen der Ahndung eine gleichberechtigte Stimme wie dem nüchternen Verstande eingeräumt werden muß, diese Vorliebe für das Dunkle könnte nun den Verdacht aufkommen lassen, als ob ein gewisser wissenschaftlicher Mysticismus dadurch befördert würde. Es verhält sich in Wahrheit gerade umgekehrt. Ein Blick auf das Ganze der Humboldt'schen Forschungen

wird allemal die Ueberzeugung hervorrufen, daß alle tiefsten Gemüthskräfte bei denselben mit thätig gewesen sind. Ein Blick auf das Einzelne wird allemal den Eindruck machen, daß hier der scharfsinnigste und subtilste Verstand allein sein Geschäft verrichte. Die Regel ist die, daß wir wohl die Direction gewahr werden, welche der Verstand von der genialen Anschauung und Combinationsgabe empfängt, zugleich jedoch Schritt für Schritt nur das Vorschreiten des strengsten wissenschaftlichen Denkens erblicken. Der Verstand, scheint es, schärft und härtet sich an dem genialen Sinn, der ihn im Hintergrunde leitet und überwacht. In der Projection der wissenschaftlichen Auseinandersetzung werden zart empfundene zu subtil auseinandergesetzten Unterschieden, und dem Tiefsinn, welcher die Seele der Untersuchung ist, versagt niemals das Organ des kritischen Scharfsinns. Wem an Humboldt's übrigen Arbeiten diese Seite minder hervorstechend erschiene, den müßte man an den Aufsatz über Champollion's phonetische Hieroglyphen verweisen, — einen Aufsatz, in welchem die Unbestechlichkeit des kritischen Verstandes wahrhaft bewundernswürdig ist. Es gilt die Prüfung der noch neuen Entdeckung des geistreichen Franzosen. Mit noch unzulänglichen Daten wird diese Prüfung geführt, jene Data aber nach ihrer ganzen Tragweite gewürdigt und auf dieser Grundlage eine methodische Skepsis gegen das Champollion'sche System gerichtet. Eine Zähigkeit im Beanstanden, eine Enthalttsamkeit im Verwerfen wie im Behaupten, eine Schärfe und Feinheit des Urtheils, wie sie vielleicht beispielloos ist, setzt schließlich jenes System in seinen Grundzügen über jeden Zweifel hinaus, während die Anwendung desselben im Einzelnen der strengsten Controle unterliegen soll. Die Kritik hat in diesem Falle ihr Geschäft vollkommen verrichtet. Sie hat, den ungegründeten Zweifel abschneidend, die gegründete Behauptung als solche erhärtend, die Grenzen der Wahrheit gesichert und der weiteren Untersuchung einen unerschütterlichen Boden bereitet.

Man hat wohl gelegentlich, in Rücksicht der ästhetisch-kritischen Thätigkeit Beider, Wilhelm von Humboldt mit Lessing verglichen. Im Einzelnen ist dieser Vergleich wenig motivirt. Lessing sagte von sich selbst, daß die Kritik seine Muse sei. Humboldt schrieb an Wolf, in welchem er mit Recht etwas von Lessing'schem Geiste erblickte, daß ihm selbst die kritische Haltung des Geistes, kritisches

Mißtrauen, kritische Strenge fehle.¹⁾ Auf beiden Seiten sind diese Selbstbekenntnisse nicht vollkommen zutreffend. Am wenigsten, wie wir glauben, das Letztere. Dennoch können beide als Zeugniß dienen, daß das Mischungsverhältniß der geistigen Eigenthümlichkeiten beider Männer ein wesentlich verschiedenes war. Lessing hatte Recht, wenn er seine eigentliche Stärke in der Kritik sah: Humboldt hatte Recht, wenn er die feinige da nicht suchte. Er war eine überwiegend empfangende, Lessing eine überwiegend selbstthätige und arbeitende Natur. Für Humboldt war es Bedürfniß, soviel wie möglich von der umgebenden Welt mit sich in Berührung zu setzen und sich im freien Besitz dieses Wissens zu fühlen. Auch Lessing war in eine unendliche Polyhistorie verwickelt, allein er fand, daß er schon zu viel gesammelt habe; das Ordnen, Sichten und Selbstdenken war ihm in alle Wege die Hauptsache. Jener trug in's Unendliche Steine zusammen und sann über dem Plane, wie er sie verbauen könne: dieser hob ebenso Steine auf, unzählige, wie er sie auf seinem Wege traf, und kein Bücken danach war ihm zu mühselig; aber aus jedem, den er aufhob, schlug er alsbald Feuer. Beide waren gleich wissens- und wahrheitsdurstig, aber sie befriedigten diesen Durst verschieden nach der Verschiedenheit ihres Temperaments, jener langsam und bedächtig, dieser hastig und in raschen Zügen. Es ist schwer, sich für den Einen oder den Anderen zu erklären. Eine heißere Wahrheitsliebe als sie Lessing bekannte und bewährte, ist nicht zu finden, eine reinere, unbedingtere nicht als sie in dem wissenschaftlichen Verfahren Humboldt's zum Vorschein kommt. Hinreißender ist die Sicherheit, die Schärfe und die Gewalt des Lessing'schen Urtheils: bewunderungswürdiger die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Humboldt sein Urtheil wägt, verschiebt, zurückhält oder begrenzt. Liebenswürdiger ist der Wahrheitsseifer, der sich nicht scheut, zu irren, um sich zur Wahrheit durchzuschlagen: achtungsgebietender die Bescheidenheit, die sich nicht entscheidet, um nicht zu irren. Der Eine scheint die Wahrheit wie eine Braut, der Andere wie eine *κουριδίη ἀλοχος* zu lieben. Jener scheint sie zu erstürmen, dieser sie zu umschleichen. Von Dogmatismus gleich fern ist der Eine mehr der Kritiker, der Andre mehr der Skeptiker, allein jener, um in der

1) G. W. V. 131, 133, 175.

Kritik ganz aufzugehen, dieser um durch die Skepsis zum Genuße der Wahrheit zu gelangen. Die Wahrheitsleidenschaft hat sich nie reiner als in Lessing, die völlige Hingebung und die tiefste Zuneigung zu ihr nie reiner als in Wilhelm von Humboldt verkörpert.

Näher vielleicht liegt es, Humboldt, den Sprachforscher, mit Niebuhr zu vergleichen. Sie gaben Beide das in unserm Vaterlande seltene Beispiel der Verbindung staatsmännischer und wissenschaftlicher Thätigkeit. Sie berührten sich in der einen wie in der anderen sowohl persönlich wie sachlich. Dem Schicksal Preußens und seiner inneren Entwicklung war gemeinschaftlich und in verwandter Richtung ihre Theilnahme zugewandt; in der Untersuchung über die Urbewohner des westlichen Europa ward Humboldt bis in die Fährten der Niebuhr'schen Forschungen hingezogen. Eines der Ziele der linguistischen Arbeiten jenes war die Feststellung historischer Thatsachen; eine der Quellen für die historischen Untersuchungen dieses waren linguistische Thatsachen. Beide widmeten Einem großen wissenschaftlichen Thema alle Muße ihres Lebens, und Beide endlich eröffneten ganz neue Bahnen der Forschung und wurden die Begründer neuer wissenschaftlicher Ansichten. Aber auf völlig verschiedenem Wege wurden diese Erfolge errungen. Wenn man dem Genie des Geschichtschreibers Roms und seinem großen Blick für Dinge und Verhältnisse, mit denen sein Geist sich innerlich wahlverwandt fühlte, nicht umhin kann, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so muß man doch gleichzeitig gestehen, daß er selbst diesen Rechtstitel etwas zu stark ausbeutete und daß er oft für die Beglaubigung seiner Resultate die Autorität jenes Genie's und der daraus fließenden Begeisterung allzu gebieterisch einsetzte. Nicht blos im Stil, sondern auch in der Methode und in den Ergebnissen spüren wir noch öfter den impetus des C. Gracchus als die maturitas des L. Crassus. Wir werden versichert, daß etwas so sei, oder wir erfahren wie sich der Schriftsteller eine Sache denke, und wir haben das Gefühl, daß der Versichernde empfindlich werden würde, wenn wir seinem *αὐτός φημι* ein zweifelndes *unde nosti?* entgegensetzen wollten. Wir werden von einer Livianischen Fabel befreit, aber wir sind in Gefahr, sie mit einer Niebuhr'schen zu vertauschen. In diesem Kriticismus steckt ein gutes Theil Dogmatismus und Positivismus. Niebuhr kritisiert, aber er kritisiert zuweilen, indem er erzählt, und er erzählt

zuweisen wie Nebner erzählen. Zu diesem Verfahren bildet das Humboldt'sche einen wahrhaft schneidenden Contrast. Weit entfernt, auf seinen genialen Blick zu pochen, ist er selbst voll Mißtrauen gegen denselben. Alle Intimität mit seinem Gegenstande führt ihn nur zu immer größerer Sachlichkeit. Immer mehr und bis zur Aengstlichkeit ist er bedacht, die Untersuchung von allen pathologischen Motiven zu reinigen. Unbekümmert, den Leser zu überreden, ist er einzig bekümmert, sich selbst zu überzeugen. Die Ueberzeugung tritt mit leisen und behutsamen Schritten ein, sie schwebt, ängstlich, sich zu fixiren, über dem Detail der Untersuchung und wächst endlich unbemerkt aus dem ganzen Geäder der Beweisführung zusammen. Da wiegt kein Grund mehr als er darf, da spürt man durch die ganze Menge der herbeigebrachten Thatfachen keine andre Leitung als die stets zurückhaltende des ihren Sinn erahndenden Verständnisses. Die Wahrheit selbst müßte täuschen können, wenn irgend eine Illusion, irgend ein schiefes oder falsches Resultat auf diesem Wege entspringen sollte. Aber die Wahrheit täuscht nicht, sondern sie ist nur spröde, und nur der Fall kann daher eintreten, daß eine Einzeluntersuchung ohne Resultat oder mit einem Schwanken zwischen gleichwiegenden Argumenten schließt.

Man kann, dünkt uns, den reinen und hohen Wahrheitsinn, der in solcher Forschung athmet, nicht stark genug hervorheben, denn es liegt in seiner eignen Natur, daß er auf Effect verzichtet. Jenes Streben nach reiner und vollendeter Wahrheit, jene Methode, welche das Gesetz ästhetischer Production zur letzten und innersten Norm hat, ist weder auf Eindruck noch auf leichtes Verständniß berechnet. Das war der Vorwurf, den ehemals die Schiller und Körner gegen die Aufsätze ihres Freundes erhoben: das ist der Vorwurf, der auch noch die linguistischen Arbeiten, und zwar die übrigens vollendetsten gerade am meisten trifft. Die Tugenden des Forschers, man kann es nicht läugnen, werden zu Mängeln des Schriftstellers. Da die Wissenschaft gegen die Kunst in einem ewigen Verhältniß der Incommensurabilität bleibt und sich ewig dem Gelingen derselben nur annähern kann, so hat sie das Recht, zuweilen jenes unerreichbare Ziel zu anticipiren und ihre vorläufigen Ergebnisse wie Endergebnisse nach dem Schema der Kunst vorzustellen. Auf diesem Verhältniß beruht die Berechtigung aller Systematik. Was aber für

die Wissenschaft als solche nur ein Recht ist, wird für den wissenschaftlichen Vortrag zur Pflicht. Um zu fesseln, um zu wirken und um verstanden zu werden, muß der Darstellende, vermöge einer erlaubten Erschleichung, sich die Prärogativen des Dichters zu Nutzen machen. Er muß die werdende Wahrheit schrittweise als eine ruhende zur Anschauung bringen. Er muß seinen Vortrag, als ob er es mit einem Fertigen und Vollendeten zu thun hätte, gliedern. Er muß das Einzelne durch scharfe Begrenzung und zuversichtliche Pointirung mit dem Charakter des Ganzen versehen. „Es ist,“ sagt ein moderner Meister der Geschichtschreibung — „es ist der Triumph der historiographischen Kunst, solche Theile auszulesen, die den Eindruck des Ganzen machen können, alle charakteristischen Züge stark herauszustellen, und Licht und Schatten in solcher Weise zu vertheilen, daß der Eindruck erhöht wird.“ Jedermann, der nur einige Seiten von Macaulay's Geschichte Englands gelesen hat, wird die Wirkung und den Werth der hier geschilderten Kunst erfahren haben. Jedermann, der die Lectüre der Einleitung in die Kawi-Sprache auch nur versucht hat, muß den beinahe gänzlichen Mangel dieser Kunst an dem wunderbaren Werke bedauern. Nicht in allen Aufsätzen Humboldt's tritt dieser Mangel in gleich starker Weise hervor. Diejenigen, wie wir schon oben andeuteten, in denen der Tieffinn seines wissenschaftlichen Verfahrens weniger offen zu Tage liegt, haben Vorzüge der Darstellung, die z. B. der Einleitung in die Kawi-Sprache abgehn, und der leider unvollendete Aufsatz über den Dualis ist vielleicht derjenige, in welchem jener Tieffinn der Methode und dieses Geschick der Darstellung sich am meisten in's Gleichgewicht gesetzt hat. Im Ganzen und Großen jedoch hat jene tiefgegriffene Normirung der wissenschaftlichen Aufgabe nach der Analogie der ästhetischen Production den Darsteller überall verhindert, seinen Gedanken jene plastische Klarheit und jene eindrucksvolle Form zu geben, durch welche sie sich leicht dem Geist und dem Gedächtniß des Lesers einprägen. Die Flucht vor allem Systematisiren dehnt die Darstellung meist in grenzenlose Weiten. Das Auge findet keine Ruhepunkte, an denen es sich über den Zusammenhang des Ganzen orientiren könnte. Man empfindet beständig das Bedürfniß nach einem Eintheilungsschema; man vermißt eine übersichtliche Gruppierung des Stoffes, eine verständliche

Articulation der wissenschaftlichen Rede. Wenn die Feinheit, die Gediegenheit und die Zähigkeit des Gedankenspinntes an keinen Andren so sehr erinnert wie an Kant, so wird es dagegen hier unendlich schwerer als bei diesem, das Muster des edlen Gewebes zu erkennen. Es fehlt durchaus jene übersichtliche Architektonik, durch welche die Kant'schen Kritiken sich auszeichnen. Man wird unwillkürlich versucht, in dem so scharf und tief Gedachten die wohl nur versteckten Hülfslinien einer Disposition zu entdecken. Einzelne Merkzeichen wird man gewahr, man geht ihnen nach, man sucht von hier aus deren mehrere mit bewaffnetem Auge aufzufinden, aber siehe! selbst die scheinbar sichere Spur verwischt sich, die Fäden kreuzen und verwirren sich, man ist genöthigt, wieder zurückzugehen, und nun zeigt sich, daß selbst jene anfänglichen Merksteine nicht mehr genau auf dem Punkte stehen, wo man sie zuerst zu erblicken, ja mit Händen zu greifen glaubte. Es kann nicht fehlen, daß ebensowenig von ökonomischer Kunst in dieser Darstellung zu spüren ist. Wo stets die ganze Wahrheit erschöpft werden soll, müssen nothwendig zwei Uebelstände zugleich eintreten: Ueberfüllung im Einzelnen und Wiederholungen im Ganzen. Und vermehrt endlich werden diese Uebelstände durch den geringen und ungeschickten Gebrauch, welchen der Verfasser von den mannigfachen technischen Mitteln wissenschaftlichen Vortrags macht. Das Unerläßlichste dieser Mittel ist die Terminologie. Humboldt selbst hatte einst, angesichts der Manier der Franzosen, darauf aufmerksam gemacht, daß der Deutsche nicht genug die Nothwendigkeit der Zeichen kenne, sondern unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache zu gehen strebe. Diese Verachtung der Zeichen und dieses Dringen auf die Sache wird bei ihm selbst zu einem der größten Hindernisse des Verständnisses. Beständig wird der auszudrückende Gedanke nach seiner ganzen Tiefe und Breite reproducirt. Weil jede Abbreivatur der Sache, jeder feste Name verschmäht wird, so wird der Leser häufig, statt vorwärts, nur im Kreise herumgeführt. Was er durch dieses beständige Wiederdenken der Begriffe an Feinheit und Tiefe der Einsicht gewinnt, das verliert er an Sicherheit und Ueberblick. Nur mühsam kann er das Constante in den vorgetragenen Ansichten ergreifen; er befindet sich wie auf einer stets schwankenden Fläche, deren Bewegung ihn ermüdet und verwirrt.

Es liegt auf der Hand, wie diese Eigenheiten mit der geistigen Individualität Humboldt's und mit seinem intellectuellen Verfahren auf's Innigste zusammenhängen. In etwas jedoch waren sie offenbar durch seine persönliche Stellung zur Wissenschaft bedingt. Niemand kann mehr als wir davon durchdrungen sein, daß dieser Mann auf dem Gebiete des Wissens zu den Eingeweihtesten gehört; wie paradox es daher klinge, es ist nichts desto weniger gewiß, daß seine Darstellung den Eindruck des Dilettantismus macht. Ein Aristokrat und ein aristokratisches Genie behandelt er die Wissenschaft mit aristokratischer Freiheit. Der Unabhängigkeit seines Geistes gleicht die Unabhängigkeit seiner Lebensstellung. Er vertieft sich in die Wissenschaft um der Wissenschaft und um seiner selbst willen. Er hat sich ihr geweiht, ohne zur Zunft der Gelehrten zu gehören; die Gelehrsamkeit ist seine Beschäftigung, aber nicht sein Beruf oder sein Handwerk. Die Regel ist eine ganz andre. Die Wissenschaft ist in unserem Vaterlande überwiegend Universitätswissenschaft; sie wird betrieben um gelehrt zu werden. Die Rücksicht auf den Kathedervortrag giebt ihr einen wesentlich didaktischen Anstrich, und was ihr auch dadurch an Popularität abgehen möge, — sie gewinnt dadurch an Strenge der Form, an Ordnung, an disciplinirtem Ansehen. Ein gelehrtes deutsches Werk ist beinahe immer ein Lehrbuch; es ist sehr häufig eine Frucht von wirklich gehaltenen Vorlesungen. Einige sind durch die Noth des Lebens, die meisten durch die Pflicht des Berufs veranlaßt. Wie sollten sie nicht ein wenig nach dem Staube der Schule schmecken, aber wie sollten sie nicht auch durch zweckmäßige Begrenzung und Anordnung des Stoffes die Bestätigung des *docendo discimus* an der Stirn tragen? — nicht wenigstens darin, daß sie sich in einer sichereren Terminologie bewegen und ihren Gegenstand übersichtlich in Capitel und Paragraphen vertheilen? Aber man nehme das Erste Buch des großen Werkes über die Kawi-Sprache. Um sich den Weg zur Analyse dieser Sprache zu bahnen werden einleitende Untersuchungen über die Verbindungen zwischen Indien und Java geführt. Sie nehmen nicht weniger als die Hälfte eines großen Quartbandes ein. Nichts, was irgend auf diesem Wege das Wissen reizen kann, in wie entferntem Bezuge es auch zu dem letzten Ziele der Forschung stehen möge, wird vorbeigegangen. Excurs reiht sich an Excurs. Mit behaglicher Breite und Umständlichkeit wird in

das größte Detail eingegangen. Man sieht: nichts nöthigt den Verfasser, ein Buch zum Abschluß zu bringen, er hat volle Muße zum Forschen wie zum Schreiben. Nichts, ebenso, kann willkürlicher sein, als die Einschnitte, welche in der Darstellung des Stoffs gemacht werden. Unverhältnißmäßig lange wechseln mit unverhältnißmäßig kurzen Paragraphen. Noten werden mit der Ausführlichkeit von Text behandelt, und in den Text wird aufgenommen, was unter den Zeilen stehen sollte. Man sieht: es fehlt dem Verfasser an jeder didaktischen Routine; es ist ihm ungewohnt, auf ein lernbegieriges Publicum Rücksicht zu nehmen; er schreibt wie er studirt und er studirt mit völlig unreflectirtem, rein sachlichem Interesse. Zuweilen zwar tritt auch er vor ein Publicum; aber dieses Publicum besteht aus den illüstersten Männern der Wissenschaft. Sein Auditorium sind nicht die Jünger, sondern die Meister der Gelehrsamkeit, nicht Studenten sondern Akademiker. Auch hier daher will er mehr mittheilen als dociren, und statt eines planen, systematisirten und autoritativen Lehrvortrags tritt uns das Fragment einer Untersuchung entgegen, die uns gleich sehr durch ihre anspruchslose und tiefe Bescheidenheit wie durch ihre hohe Freiheit und die aristokratische Haltung ihrer Formen imponirt.

Während aber so die wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's gleich sehr von aller zumftmäßigen Form wie von jener weltmännischen Darstellungsmanier entfernt sind, die im Ton der englischen Essays herrscht und welche dort eine Folge des wissenschaftlichen Interesses der gesammten höheren Klasse der Gesellschaft ist, so kann es endlich scheinen, als ob hin und wieder die staatsmännische oder die diplomatische Praxis des Mannes sich in seiner wissenschaftlichen Methode und Sprache reflectirte. Man hat von der „staatsmännischen Behutsamkeit und Vorsicht in seinen Worten“ gesprochen.¹⁾ Die Wahrheit ist, daß die Feinheit und Subtilität des Humboldt'schen Geistes ihn ebenso zum Meister im diplomatischen Verkehr machte, wie sie seinem Vortrag einen diplomatischen Schein

1) Steinthal, „Die Sprachwissenschaft Wilhelm's von Humboldt,“ S. 29. Hin und wieder charakterisirt derselbe die Humboldt'sche Darstellung sehr treffend. So namentlich „Die Classification der Sprachen“ S. 22. Vgl. zu dem Obigen auch Böckh, in Mundt's *Zodiacus* Septbr. 1835, S. 168.

leicht. Es sind jedoch mehr speculative Elemente in seinem staatsmännischen Auftreten, als staatsmännische in seinen theoretischen und schriftstellerischen Leistungen. Wir vermögen in den Documenten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nur in sehr geringem Maaße den Einfluß zu erkennen, welchen sonst die Beschäftigung mit praktischen Problemen selten auszuüben verfehlt. Die Diplomatie konnte diesen Geist nicht subtiler machen, und die politische Praxis hat sein Urtheil kaum zugreifender, seine Darstellung kaum bländiger und planer gemacht. Seine linguistischen Aufsätze, es ist wahr, sind weniger steif als die „ästhetischen Versuche“ und von größerer wissenschaftlicher Präcision als die Abhandlungen in den Foren, aber sie haben in der einen wie der anderen Rücksicht nicht in dem Grade gewonnen als man von dem Verfasser jener fließenden, eleganten und lichtvollen Denkschriften über politische Gegenstände erwarten sollte. Nur in Einem Punkte haben wir stets den Eindruck gehabt, als ob sich in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen die Gesinnung des liberalen Welt- und Staatsmanns abspiegele. Jene skeptische Bescheidenheit im Urtheilen, jene Einschränkung einer Behauptung auf bloß relative Geltung entstammt offenbar ebenso oft aus intellectuel- ler Gewissenhaftigkeit, als aus jener gebildeten Urbanität, die im Charakter ihren Grund hat und die durch den socialen und politischen Verkehr mit Menschen zu einer virtuoson Gewohnheit werden kann. Weniger die diplomatische Behutsamkeit als die diplomatische Höflichkeit scheint sich auf die wissenschaftliche Ansicht und deren Ausdruck zu übertragen. In Beziehung auf die Beurtheilung fremder Leistungen, auf die Kritik fremder Ansichten versteht sich diese urbane Haltung von selbst. Aber auch die Sprachen beleben sich ihm zu persönlichen Wesen, welche mit rücksichtsvoller Schonung behandelt sein wollen. Jedes absprechende Urtheil würde sie oder ihren Genius verletzen. Es würde nicht bloß die Sprachen, sondern auch die Völker treffen. Es würde ein Unrecht gegen die Menschheit und ein Verstoß gegen die Humanität sein.¹⁾ Die chinesische Sprache ist es vor Allem, welcher diese Auffassung und diese Denkart zu gute gekommen ist. In dem Schreiben zumal an Abel-Rémusat verbindet sich die persönliche Höflichkeit gegen den Begründer des

1) Einleitung in die Kawi-Sprache, a. a. D. 309. 311.

chinesischen Sprachstudiums nicht weniger mit jener allgemeinen Humanität wie mit der wissenschaftlichen Delicatesse des Brieffstellers.

Wir haben bis hierher, wenn wir die Darstellungsweise Humboldt's zu charakterisiren versuchten, noch nicht eigentlich seinen Stil im Auge gehabt; allein wir kennen den allgemeinen Typus dieses Stils seit dem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit. Ein allzu bewußtes und dabei doch unsicheres Bemühen um formelle Vollendung beeinträchtigte die Haltung der späteren Aufsätze und ließ dieselbe zwischen poetischer Fülle und scholastischer Trockenheit schwanken. Auch dieses Schwanken jedoch ist vorübergegangen, während das ursprüngliche Ideal dasselbe geblieben ist. Seit dem römischen Aufenthalt trugen die stilistischen Studien, welche Humboldt unter Schiller's Einfluß gemacht hatte, ihre Früchte, und fixirte sich mit der Form seines Geistes die Form seiner Ausdrucks-, seiner Rede- und Schreibweise. Je mehr die Natur des Gegenstandes, welcher jetzt das Thema der Darstellung bildet, zur „Anspannung aller verbündeten Gemüthskräfte“ auffordert, je klarer das Zusammenwirken aller geistigen Thätigkeiten als die Regel der wissenschaftlichen Methode anerkannt ist, desto freier und natürlicher schmiegt sich nunmehr die sprachliche Gewandung dem Körper der Darstellung an. Humboldt selbst giebt uns die Bezeichnung und die Charakteristik seines Stils durch die Unterscheidung an die Hand, die er in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium zwischen dem „streng wissenschaftlichen“ und dem „rednerischen“ Gebrauche der Sprache macht. Der Sprechende, führt er aus, kann das Wort mehr als Abbild oder Zeichen nehmen und vermöge der Kraft der Abstraction kann dies dem Geiste in hohem Grade gelingen. Aber er kann auch, „indem er alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet,“ die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache, des individuellen Gepräges der Worte aufnehmen. Der Redende kann zu dieser letzteren Weise, die Sprache aufzunehmen, durch den Gebrauch, den er von ihr macht, den Anstoß geben; die Anwendung z. B. eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks, wird die Wirkung haben, „das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben.“ Es kann, dünkt uns, keine Frage sein, daß dieser Terminologie zufolge der Humboldt'sche Stil überwiegend auf dem rednerischen Gebrauche der

Sprache beruht. Alle Schwierigkeit, wie aller Reiz desselben hängt mit dieser seiner Natur zusammen. Er giebt in der That nur die Richtung und die Regel zur Auffindung des Gedankens, und er nöthigt den Leser, durch die gleiche Energie und Gesamthätigkeit des Geistes, auf individuelle Weise das Vorgetragene für sich selbst zu erringen. Er gleicht jener Geheimschrift, die nur verständlich wird, wenn sie von dem Empfänger auf die Skytala aufgewunden wird. Dieser Typus erscheint in jeder Zeile der Einleitung in die Kawi-Sprache, und er ist noch zu spüren in der Nähe jener Wort- und Formentabellen, auf die wir in der Mitte des großen Sprachwerks stoßen. Ueberall, wo die Untersuchung sich vertieft, regt sich in der Humboldt'schen Sprache wie lebendiges Wachsthum: auch da, wo nur Material angesammelt zu werden scheint, verschwindet selten jede Spur ihrer gebundenen Lebenskraft; man sollte inmitten einer trockenen grammatischen Untersuchung alle Vegetation erstorben glauben, man ist gefaßt darauf, nur über erloschenen Aschenboden fortzuschreiten: — da streckt sich auf einmal ein grüner Zweig hervor, ein Luftzug erhebt sich plötzlich, und ein glühender Punkt wird unter der Asche sichtbar.

Für den vollendetsten Stil zum Behuf der Darstellung wissenschaftlicher Ideen hatte Humboldt ehemals den Schiller'schen erklärt. Es ist interessant zu bemerken, wie sehr und wie individuell bei aller Verwandtschaft mit diesem der seinige gerade auf der höchsten Stufe der Vollendung davon verschieden ist. Der Stil, in welchem Fichte seine Wissenschaftslehre, Humboldt seine Einleitung schrieb, sind zwei verschiedene Gattungen. Es ist dieselbe Stilgattung, unter welche diese Einleitung und die Schiller'schen Briefe über die ästhetische Erziehung fallen. Aber dennoch könnte man ebenso leicht die Gesichtszüge beider Männer als ihre Schreibart verwechseln. Mit leidenschaftlicher Phantasie arbeitet der Eine, jeden aufkeimenden Gedanken zu versinnlichen und Stamm wie Zweige mit dem Grün der Anschauung zu umkleiden. Nicht am Feuer poetischer Leidenschaft, sondern am milden Strahl einer vollkommen leidenschaftslosen Einbildungskraft bekommen die Ideen des Andern ihr sanftes, dem Auge wohlthuendes Grün. Dort schüttet die Phantasie ihren Reichthum unmittelbar vor uns aus, hier scheint sie dem Verstande bloß eine Anweisung auf die in ihr verborgen liegenden Schätze zu ertheilen. Dort eine Fülle der

Bilder, die in jedem Satze den Dichter verräth, hier eine Bescheidenheit im Bildergebrauche, die für einen Dichter Armuth sein würde. Wo es Humboldt gelingt, einen Gedanken in die Form der Anschauung zu gießen, da sind oft seine Ausdrücke von einer ergreifenden Sinnlichkeit und von wunderbar bezeichnender Kraft. Aber nicht immer gelingt es; es werden wiederholt Ansätze gemacht, das Gedachte zu sinnlicher Form herauszuarbeiten; zugleich mit dem Verstande wird die Einbildungskraft in einer peinlichen Schweben und in ermüdender Anspannung erhalten. Dem Sinnlichen selbst wird nur selten die sinnlichste Seite abgewonnen. Nicht das Körperliche, sondern das Flüchtige, Ungreifbare, das Geistige an der materiellen Welt giebt den Stoff für die Bekleidung der Idee her. Es ist die zitternde Saite, der rollende Körper, der Duft der Ferne, der Hauch des Mundes, was sich dem Gedanken zur Verbildlichung herleihen muß. Es ist noch häufiger die Anschauung der inneren Welt, in welche zurückgegriffen wird. Die Idee wird im Spiegel zarter Empfindung oder milder Begeisterung gezeigt, ja Ideen spiegeln sich in Ideen und werfen nun ihr reflectirtes energisches Licht auf die Fläche der Sprache. So entsteht ein feines Gespinnst, dessen zarter, aber zuweilen überaus glänzender Stoff dem langathmigen, aber reinen und niemals unsymmetrischen Bau der Sätze entspricht. Man hütet sich, wenn man mit dem Auge liest, dieses feine Gespinnst nicht zu zerreißen; man würde an den Vorleser fordern, daß er mit ununterbrochenem Vortrag und mit gleichmäßig getragener Stimme recitire.

Es ist eine Stelle, im zweiten Bande des Kawi-Werkes, wo der Verfasser auf das grammatische Studium im alten Indien zu sprechen kömmt. Man erkenne daran, daß der Geist, der sich in den Sprachen ausdrückt, auch in ihren Bearbeitern Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nachklinge.¹⁾ Man kann diese Aeußerung nicht lesen, ohne sie auf Humboldt selbst und sein Verhältniß zu der edelsten der Sprachen anzuwenden, die geredet worden sind, seit diejenige verklungen ist, in welcher Demosthenes seine Landsleute zum letzten Kampf für ihre nationale Selbständigkeit begeisterte. Die deutsche Sprache ist der tiefe Boden, auf welchem allein die Sprachforschung

1) H. a. D. S. 292.

dieses Mannes erwachsen konnte. Ihr Genius leuchtete ihm in den Bau der Sprachen America's und Australien's hinein. Sie vertraute ihm das bis dahin unerschlossene Geheimniß des Werdens und Wesens aller Sprache. Sie schmückte ihren Vertrauten, so oft er sich ihr in wissenschaftlicher Darstellung hingab, mit ihren schönsten, wenn auch bescheiden sehenden Kränzen. Und er empfand und schätzte den ganzen Werth der Muttersprache. Fast niemals hatte er das Bedürfniß, für den Ausdruck seiner Gedanken in den Wörterschatz einer fremden Sprache hinüberzugreifen. Gefflissentlich verzichtete er, dem es ein Leichtes gewesen wäre, französisch oder englisch zu schreiben, durch den Gebrauch des Deutschen für seine sprachwissenschaftlichen Schriften, auf einen weiteren Leserkreis.²⁾ Nur im Verkehr mit ausländischen Gelehrten oder gelehrten Körperschaften, deren Mitglied er war, bediente er sich der fremden Idiome. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese französisch und englisch geschriebenen Stücke Zeugniß von der vollkommenen Meisterschaft auch im wissenschaftlichen Gebrauche zweier Sprachen ablegen, deren conversationelle und diplomatische Handhabung ihm geläufig war. Aber erwarten könnte man, daß der Genius der französischen Sprache ihn zu schärferer Pointirung, der Genius der englischen Sprache zu planerer und einfacherer Fassung seiner Ideen gezwungen haben werde. Wenn wir dem Eindruck trauen dürfen, den die Lectüre des an Sir Alexander Johnston gerichteten Essay auf uns gemacht hat, so ist das Letztere in der That der Fall gewesen. Wir können nicht finden, daß der französische Ausdruck ihn zu ähnlichen Concessionen an den französischen Geist vermocht hätte. Die Lettre au Abel-Rémusat ist im reinsten Französisch, aber keinesweges in französischer Manier geschrieben; sie nöthigt die Höflichkeit und Geschmeidigkeit der Weltsprache, sich ganz der Humboldt'schen Gedankenweise anzuschmiegen und mit ihrer Eleganz dem Tiefinn deutscher Forschung zu Willen zu sein.

Offenbar nun ist der Versuch, die letzten und allgemeinsten Ergebnisse dieser Forschung faßlich und übersichtlich darzustellen, dem Versuch einer Uebersetzung derselben in eine fremde Sprache nahe verwandt. Die charakterisirten Eigenthümlichkeiten der Humboldt'schen

2) Vorrede zur „Prüfung der Untersuchungen,“ S. W. II. 4.

Denk- und Darstellungsweise reden einem solchen Unternehmen das Wort, wie sie dessen Schwierigkeiten augenfällig machen. Von dem Gehalt und der Tiefe jener Ideen soll nichts verloren gehen. Sie ganz loszulösen von der Eigenthümlichkeit des Geistes, in dem sie entstanden sind, hieße sie zerstören. Dennoch soll nur ihr Kern dargestellt werden. Dennoch sollen sie der ihnen anhaftenden Dunkelheit entkleidet, sie sollen geordnet und gruppiert, befestigt und präcisirt werden. Hier ist eine Aufgabe, die nur annäherungsweise gelöst werden kann. Zwar einen Fehler früherer Darsteller zu vermeiden, wird uns leicht sein. Die Humboldt'schen Gedanken von einem vorgefaßten System=Standpunkt zu kritisiren, oder sie, sei es bewußt oder unbewußt, in die Anschauungen eines solchen Systems umzuformen, haben wir keinerlei Versuchung.¹⁾ Es ist dagegen wahrscheinlich, daß wir im Widerstreit der beiden angegebenen Rücksichten mehr gegen die eingehende Zartheit verstoßen als die Schärfe und Deutlichkeit zum Opfer bringen werden. Vielmehr aber: wir werden uns bemühen, eher nach dieser als nach der entgegengesetzten Seite zu fehlen. Denn es ist verführerisch, sich den Formen dieses Geistes hinzugeben, aber verdienstlicher ist es, seinen Gehalt in allgemeinerer Weise dem Verständniß zugänglich zu machen.

1) Daß wir die Steinthal'schen Darstellungen von diesem Fehler nicht völlig freisprechen können, haben wir schon gelegentlich angedeutet. Daß aber vollends die Hegel'sche Scholastik nicht im Stande ist, Wilhelm von Humboldt sei es darzustellen, sei es zu kritisiren, hat bereits Steinthal an dem thörichten Buche von Max Schasler, „Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldt's“ (Berlin, 1847) zur Genüge nachgewiesen.

Vierter Abschnitt.

Die Ergebnisse.

1.

Die Frage über Ursprung und Wesen der Sprache.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache war eine der ältesten. Ohne eine positive Entscheidung zu geben, erörtert der Platonische Kratylus, ob die sprachlichen Benennungen von Natur dem Benannten zukommen, oder durch Uebereinkunft ihm beigelegt worden. Er erörtert sie in einer Weise, daß man sieht, wie häufig das Problem in dieser Fassung seinen Zeitgenossen war, vielbesprochen offenbar von den Schülern des Heraklit und von den Sophisten. Beim Aristoteles kehrt dieselbe Frage wieder und wird auf's Bestimmteste dahin entschieden, daß die Sprache von den Menschen gemacht, daß die Wörter *κατὰ συνθήκην* entstanden seien. Weiter theilten sich die Schüler Zenon's und Epikur's in die entgegengesetzte Beantwortung. Seit Bacon sofort überwog die Aristotelische Ansicht. Ihm wie seinen Nachfolgern, von Hobbes bis Berkeley, ist die Sprache ein menschliches Gemächt, welches, zum Behuf des gesellschaftlichen Verkehrs erfunden, die wahre Beschaffenheit der Dinge verhüllt und daher die Quelle der größten Irrthümer ist. Auch bei Spinoza und Leibnitz wiederholen sich diese Anschauungen, während der französische Materialismus, in seiner Weise, darauf aus war, eine Physiologie der Sprache zu geben, wie er eine Physiologie des Geistes und der Ideen zu entwerfen versuchte. Von dem größten Interesse mußte das alte Thema für die deutsche Auf-

klärung des 18. Jahrhunderts sein. Es schlug ein in die Aufmerksamkeit, welche die empirische Psychologie bei den damaligen Popularphilosophen erweckte. Der pragmatifirende Verstand und die oberflächliche Erklärungsfucht dieser ganzen Richtung führte aber natürlich abermals zu der Entscheidung, daß die Sprache eine menschliche Erfindung und die Wörter zum praktischen Gebrauch erfunden, willkürlich verabredete Zeichen für die Dinge seien. Mit dieser Ansicht stieß die Aufklärung auf keinen anderen Widerspruch, als auf den der Theologie. Die Frage war allerdings in ein neues Stadium getreten, wenn die Theologen, den Aufklärern gegenüber, jetzt den göttlichen Ursprung der Sprache behaupteten. Allein im Grunde war es nur derselbe Pragmatismus und dieselbe Oberflächlichkeit, womit von den Einen die Menschen, von den Andern Gott zum Erfinder und Lehrer der Sprache gemacht ward. Dennoch gab dieser neue Gegensatz der Ansichten den Anstoß zu einer Untersuchung, bestimmt, das alte Problem einen Schritt näher seiner Lösung entgegenzuführen. Es geschah auf Anlaß einer Preisausschreibung der Berliner Akademie der Wissenschaften, daß Herder in einer gekrönten Preischrift für den menschlichen Ursprung der Sprache in die Schranken trat. Herder verdrängte die Hypothese von der göttlichen Einsetzung der Sprache, indem er den Sinn ihrer menschlichen Entstehung vertiefte. Auf dem Boden der Aufklärung ging er über die Aufklärung hinaus. Er machte den Menschen menschlicher, indem er ihn in lebendigem Zusammenhang mit der Natur faßte. Er ließ ihn die Sprache schaffen, indem er sich mit dichterischem Geist in ihr Wesen und Werden versetzte. Der Mensch als Mensch hat Sprache erfinden können und müssen. Auf dem Grunde seiner natürlichen Organisation und seines Zusammenhangs mit der Natur erhebt sich als die charakteristische Eigenheit seiner Gattung die Besonnenheit, d. h. die Reflexionsfähigkeit. Diese Besonnenheit, frei wirkend, hat Sprache mit Nothwendigkeit hervorbringen müssen. Sie hat die Töne der umgebenden Natur zu Merkzeichen gestempelt und sie vermenschlicht. Sie hat ebenso Gestalt und Farbe der Außenwelt durch Vermittelung des Gefühls zu Sprachlauten umgewandelt. Die Sprache demnach ist weder so übermenschlich, daß Gott sie erfinden müßte, noch so unmenschlich, daß jedes Thier sie erfinden könnte. Sie ist nicht das unausbleibliche Product der

blos physischen Organisation der Sprachwerkzeuge. Sie ist nicht ein mechanisch sich gestaltender Schrei bloßer Empfindung. Sie ist am wenigsten durch willkürliche Convention der Gesellschaft entstanden, sondern sie ist Einverständniß der menschlichen Seele mit sich selbst und ein so nothwendiges Einverständniß, als der Mensch Mensch war. Sie ist der Unterscheidungscharakter unserer Gattung von außen, wie es die Vernunft von innen ist. Diesen Herder'schen Ausführungen gegenüber hätte nun zwar Hamann gern die „höhere Hypothese“ des göttlichen Ursprungs der Sprache aufrechterhalten. Die Wahrheit ist, daß er sich mit Herder wesentlich auf dem gleichen Boden befindet. Die theologische Wendung, die er der Herder'schen Ansicht zu geben versucht, die mystische Färbung, durch die er sich bemüht, sie zu verdunkeln, Beides dient lediglich dazu, zu beweisen, daß eine Vertheidigung der göttlichen Einsetzung der Sprache, wie die von Süßmilch, fortan zur Unmöglichkeit geworden war.

In diesem Punkte nun wurde die Frage von Humboldt aufgenommen und weitergeführt. Die Sprache ist keine Erfindung oder Einsetzung der Menschen, allein sie ist durchaus menschlichen Ursprungs und Wesens, dies zwiefache Ergebnis galt es, näher zu bestimmen und tiefer zu durchdringen. Es galt, dasselbe aus der poetischen Unbestimmtheit, die es bei Herder hatte, zu wissenschaftlicher Klarheit zu erheben. Es galt, durch eine tiefere Fassung des Menschlichen ähnlichen Verdunkelungsversuchen wie die Hamann'schen allen Boden und Anhalt zu entziehen. Die Mittel hiezu lagen in der scharfsinnigen Analyse, welche Kant, und in der vollen und glänzenden Darstellung, welche Schiller und Göthe von dem Gehalt und Wesen der Menschennatur gegeben hatten. Von dem Boden der kritischen Philosophie und des ästhetischen Humanismus ausgehend, erweisen sich die Humboldt'schen Ansichten fast durchweg als Läuterung, Ausführung und Rechtfertigung dessen, was zuerst in poetischer Intuition ergriffen zu haben das unbestreitbare Verdienst Herder's ist.

Vom göttlichen Ursprung der Sprache daher ist zunächst bei Humboldt nicht mehr die Rede. Der theologische Gesichtspunkt existirt hier so wenig für ihn, wie auf dem Gebiete der Politik. Er ist gleich entfernt von der göttlichen Einsetzung des Staats wie von der göttlichen Einsetzung der Sprache. Er geht dort, wie hier

ausschließlich von menschlichen, aber dort wie hier zugleich von den höchsten menschlichen Gesichtspunkten aus. Nicht minder entfernt ist er daher von der pragmatisch-aufklärerischen Ansicht einer Erfindung der Sprache. „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein;“ sie „ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre.“¹⁾ Es gehört nach Humboldt zu den irrigsten Ansichten, die man über die Entstehung der Sprache fassen kann, wenn man dieselbe vorzugsweise aus dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung ableitet. Die Worte, vielmehr, „entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust;“ der Mensch „ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.“²⁾ Es ist nur ein anderer Ausdruck hierfür, wenn anderwärts die Quelle der Sprache in dem „allgemeinen Sprachvermögen“ gesucht, oder wenn die Sprache als die „natürliche Entwicklung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage“³⁾ bestimmt wird. Eben hierin beruht, wenn man will, die tiefere Wahrheit und das Recht der Ansicht von der göttlichen Einsetzung der Sprache. Wenn menschlicher Ursprung so viel heißen soll, daß die Sprache ein Erzeugniß der Reflexion und Convention, überhaupt das „Werk“ der Menschen oder gar des Einzelnen sei, so wirft sich Humboldt dem gegenüber — in einer früheren Periode allerdings seiner Sprachstudien — in den Ausdruck, daß die Sprache vielmehr „als ein wahres, unerklärliches Wunder aus dem Munde einer Nation und als ein nicht minder stamenswerthes, wenn gleich täglich unter uns wiederholtes und mit Gleichgültigkeit übersehenes aus dem Rallen jedes Kindes hervorbreche.“ Das echt- und ewig Menschliche ist ihm als solches identisch mit dem Göttlichen; nur deshalb will er nicht ausdrücklich „der überirdischen Verwandtschaft des Menschen“ gedenken.⁴⁾ Ja, noch in dem Briefe an Rémusat weist er zwar auf's Bestimmteste die Annahme mehr als menschlicher Kräfte zur

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 252. 253; vergl. auch Einleitung zum Briefwechsel mit Schiller S. 41.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 60. 61.

3) Ebendaf. S. 90 und 304.

4) Ankündigung a. a. D. S. 498.

Erklärung der Sprache zurück; Ursprung und Entwicklung der Sprache erklärt sich ihm vollkommen aus der freien Schöpferkraft der Nationen, aus dem „genie inné à l'homme pour les langues;“ allein, daß diese Kraft nun auch in ihrer freien Selbstthätigkeit vollständig anerkannt werde! denn ehe er hierauf verzichte, wolle er lieber der Ansicht derer beitreten, welche den Ursprung der Sprachen auf unmittelbare göttliche Offenbarung zurückführen: — „ils reconnaissent au moins l'étincelle divine, qui luit à travers tous les idiomes, même les plus imparfaits et les moins cultivés.“¹⁾

Die erste nähere Bestimmung nun dieses menschlichen Ursprungs der Sprache liegt bei Humboldt in dem oft wiederholten Satze, daß die Sprache in erster Instanz aus der „Physiologie des intellectuellen Menschen“ zu begreifen sei. Denn in der Sprache „wirkt der menschliche Geist wie Natur.“ Sie ist „das Werk des Vernunftinstinctes.“ Sie ist Product der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft, oder, wie es ein ander Mal heißt, die Erzeugung der Sprache ist auf dem ersten „Durchbruchspunkte der Geistigkeit“ in den Einzelnen und den Völkern zu suchen.²⁾

Mit alle dem aber ist auch bereits ihr allgemeinstes Wesen bestimmt. Als ein Product des intellectuellen Instinctes der Menschennatur ist sie ewig lebendig wie diese selbst. Sie ist „nicht wie ein todttes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung anzusehen.“ In ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist sie etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes. Sie ist ganz Leben und ewige Gegenwart. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige Aufbewahrung, die der lebendigen Wiedererweckung bedarf. Sie ist „kein Werk (ἔργον), sondern eine Thätigkeit (ἐνέργεια).“³⁾

Und zwar ist es der volle und ganze Mensch, welcher in der Sprache energirt. Immer wieder kommt Humboldt auf diesen Punkt zurück und wiederholt scharf er ein, daß, wenn von einem

1) Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 337.

2) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 253. 254. Lettre, G. W. VII. 336. Ueber den Zusammenhang der Schrift, G. W. VI. 428.

3) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 40. 42.

allgemeinen Sprachvermögen die Rede sei, nicht eine isolirte Kraft darunter zu verstehen sei, sondern der ganze Mensch, in der Totalität seiner Kräfte, sofern dieselben in der Richtung auf Sprachherzeugung thätig seien.¹⁾

Aus dieser Quelle aber entspringend, nimmt sie auch Theil an der lebendigen Energie des menschlichen Wesens. In ihrer Thätigkeit schmelzen dieselben Gegensätze zusammen, deren lebensvolle Einheit der Mensch ist. Der allgemeinste Ausdruck ihres Seins und Wirkens ist: Vermittlung. „Die Sprache ist überall Vermittlerin.“²⁾

Sie ist Vermittlerin zunächst zwischen der endlichen und unendlichen Natur des Menschen. „Zum Symbol verschmolzen, prägt sich in ihr die zwiefache Natur des Menschen aus.“³⁾ Mit diesen Bestimmungen wird in reinerer und gebildeter Form wiederholt, was in seiner wüsten und abgeschmackten Weise und in unmittelbar kritischer Beziehung auf Kant der Magus im Norden orakelt hatte. In der „gemeinen Volkssprache“ hatte Hamann „das schönste Gleichniß für die hypostatische Vereinigung der sinnlichen und verständlichen Naturen, den gemeinschaftlichen Idiomenwechsel ihrer Kräfte“ u. s. w. erblickt. Hier, in der Sprache, könne man „Heere von Anschauungen in die Feste des reinen Verstandes hinauf- und Heere von Begriffen in den tiefsten Abgrund der fühlbarsten Sinnlichkeit herabsteigen“ sehen. Dieser Hamann'sche Text, den man vollständiger bei ihm selbst nachlesen mag,⁴⁾ wird, wie gesagt, von Humboldt erst bestätigt und allmählig vollständig commentirt. In der Sprache — man liest diese Grundbestimmungen bei ihm fast auf jeder Seite — verbindet sich Subjectives mit Objectivem. Es wirkt in ihr Spontaneität und Receptivität zusammen. Dadurch wird im sprachlichen Act die Außenwelt verinnerlicht und vermenschlicht. Die Sprache übersetzt die Natur in's Menschliche und zwar ebenso die Gegenstände der Natur wie ihre formale Gesetzmäßigkeit. Sie ist „une prosopopée continue.“ „Wie der einzelne Laut zwischen

1) S. z. B. Einleitung a. a. D. S. 304.

2) Ankündigung a. a. D. S. 497.

3) Borerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller S. 38.

4) Metakritik über den Purismus d. reinen Vernunft, Schriften, Bd. VII. 1 ff.

den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die äußerlich und innerlich auf ihn einwirkende Natur.“ Sie ist eine „an Töne geheftete geistige Welt, welche zwischen dem Menschen und der Außenwelt vermittelt.“ „Zugleich mit dem dargestellten Object giebt sie die dadurch hervorgebrachte Empfindung wieder, und knüpft, in immer wiederholten Acten, die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammen.“¹⁾

Sie ist Vermittlerin ebenso „zwischen dem einen und dem andern Individuum,“ zwischen dem Einzelnen und seiner Nation, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit. Das Leben, aus dem sie hervorstreimt, haucht ihr lebendiger Klang in den Sinn, der sie aufnimmt. Sie „läßt sich überhaupt nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung denken,“ bei welcher „Jeder seine und aller Uebrigen Arbeit zugleich in sich tragen muß.“²⁾ Denn „Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft.“ „In dem Verstehenden wie in dem Sprechenden muß der Stoff der Rede aus der eignen inneren Kraft entwickelt werden, und was der Erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung.“³⁾ Durch diese Seite ihrer vermittelnden Wirksamkeit vor Allem bestätigt sich, daß die Sprache menschlichen Wesens und Ursprungs ist. Hier ebendeshalb lösen sich die Antinomien, die uns zunächst an der Erscheinung der Sprache entgegenreten.

Zuerst nämlich: Die Sprache ist nie das Werk des Einzelnen, sondern gehört immer der ganzen Nation an. Dennoch ist eine jede bestimmt, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Sie umfaßt die beiden Eigenschaften, sich als Eine Sprache in unendlich viele zu theilen, und diese vielen wieder als Eine zu vereinen. Ebenso zweitens. Die Sprache ist ewig lebendige Erzeugung; sie ist wesentlich Sprechen. Allein sie ist nicht blos dies Flüssige, sondern ebenso ein Festes. Es erzeugt sich in ihr ein

1) Vergl. z. B. Einleitung a. a. O. S. 53. 59. Ueber die Buchstaben-schrift etc., G. W. VI. 530 und öfter.

2) Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon, G. W. III. 13.

3) Einleitung S. 55.

Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbständigen Macht erwächst. Sie ist nicht bloß Sprechen, sondern zugleich Gesprochenhaben. Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht gerade in dem Widerstreit, daß sie etwas der Seele Fremdes und doch zugleich ihr Angehöriges, objectiv einwirkend und in Eins subjectiv gewirkt, zugleich Passivität und zugleich Activität ist.

Die eine wie die andere Antinomie löst sich durch den menschlichen Ursprung und den menschlichen Charakter der Sprache. Denn zuerst: Das individuelle Sprechen ist verknüpft mit dem Sprechen der Nation, das Sprechen der Nationen mit der Sprache überhaupt durch das übergreifende Band der Einheit der menschlichen Natur. Eben durch diese, im Sprechen der Muttersprache, im Erlernen einer fremden Sprache sich lösende Differenz führt die Sprache den Beweis, „daß der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, daß Ich und Du nicht bloß sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man zu dem Punkt der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind, und daß es in diesem Sinn Kreise der Individualität giebt, von dem schwachen, hilfsbedürftigen und hinfälligen Einzelnen hin bis zu dem uralten Stamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich sein würde.“¹⁾ Und ebenso zweitens. Auch der Gegensatz, in der Fassung des Widerstreites von Activität und Passivität, löst sich durch jene Einheit der menschlichen Natur. „Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über.“ Was mich in der Sprache als einem Festen, Traditionellen bestimmt und beschränkt, „ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.“²⁾

So bleibt hier nur der Gegensatz zwischen der „Erscheinung“ der menschlichen Natur als einer individuell gespaltenen und des „Ansich“ dieser Natur, „wenn man zu diesem Punkte nur hindringen

1) Ankündigung S. 498.

2) Einleitung S. 65.

könnte.“ Es bleibt der Satz, daß „die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist“ in unmittelbarer Zusammenstellung mit dem andern, daß wir „auch nicht einmal die entfernteste Ahnung eines andren als eines individuellen Bewußtseins haben.“¹⁾ Will man diesen Ausblick in eine unendliche Perspective, wie Humboldt selbst einmal in einer Parenthese dazu den Ansatz macht, und wie Steinthal²⁾ ausdrücklich thut, durch das Wort der Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes schließen, so wird dagegen wenig einzuwenden, es wird nur leider durch diese „Ueberwindung des Kant'schen Dualismus“ an positiver Einsicht wenig gewonnen sein. Für uns erläutert sich hier nur, in welchem Sinn man sagen kann, daß sich auch für Humboldt die Spuren des menschlichen Ursprungs und Wesens der Sprache in einen göttlichen Ursprung verlaufen. Wie Humboldt selbst diesen Dualismus nicht durch metaphysische Bestimmungen, sondern praktisch auflöste, werden wir da sehen, wo wir uns seine Ansichten über Methode und Ziel der Sprachwissenschaft vorführen werden.

2.

Nähere Analyse des Sprachverfahrens.

Theilhabend an der lebendigen Energie des menschlichen Wesens ist also die Sprache Vermittlerin zwischen dem Menschen und der Natur, Vermittlerin zwischen dem Menschen und dem Menschen. Alle Vermittelung, alle wahre Vermittelung ist nun zwar nach ihrem letzten Grunde etwas Unbegreifliches:³⁾ allein bis auf einen gewissen Punkt wenigstens kann man dem sprachlichen Hergange nahe treten und ihn zu analysiren versuchen.

Die abstracte Grundlage für die Handlungsweise des Vernunftinstinctes kann nur in dem nothwendigen Mechanismus des geistigen Lebens gesucht werden. Wiederholt legt Humboldt denselben bloß. Die Thätigkeit der Sinne verbindet sich synthetisch mit der inneren Handlung des Geistes. Aus dieser Verbindung, „aus

1) Einleitung S. 31.

2) Ueber den Ursprung der Sprache (Berlin 1851) S. 17.

3) Ankündigung S. 498.

der bewegten Masse des Vorstellens“ reißt sich die Vorstellung los und stellt sich der subjectiven Kraft wie ein Gegenstand, mit dem Charakter der Objectivität gegenüber. Man könnte sagen, dieser Hergang erzeuge Sprache, wenn man nicht richtiger sagen müßte, nur durch die Sprache sei er allererst möglich, er sei selbst nichts andres als Sprache. Die Vorstellung wird nicht zur Vorstellung, d. h. zu etwas Objectivem, welches nun auf's Neue wahrgenommen werden und so in's Subject zurückkehren kann, außer durch Sprache. Denn in ihr „bricht sich das geistige Leben Bahn durch die Lippen“ und „das Erzeugniß desselben kehrt sofort zum eignen Ohr zurück.“ Das unbestimmte Wirken des geistigen Vermögens, wie Humboldt diesen Hergang ein ander Mal in schönem Bilde beschreibt, „zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen.“ So zeigt der Mensch sich selbst als einem Andern, seinem Ich als einem Du die Welt, und zwar die innere wie die äußere, durch Sprache an. Sie ist, als nothwendige Bahn und Körper seiner geistigen Thätigkeit, mit dieser unmittelbar identisch. Sie ist ebendamit in Einem und demselben Acte Objectivirung des Subjectiven und Rückkehr des Objectiven in's Subjective, zugleich Selbstverkehr des Menschen mit sich und Bedingung der Vermenschlichung der Natur. Das zwiefache Vermittelungsgeschäft der Sprache erscheint von hier aus als ein einziges und identisches.

Mittelbar aber fällt eben damit auch ihre weitere Thätigkeit der Vermittelung des Einzelnen mit dem Einzelnen und dem ganzen Geschlecht zusammen. Schon sich selbst, wie gesagt, vermittelt der Mensch sein eigenes Vorstellen als einem Andern. „Ohne irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.“ Des „Denkens,“ sagt Humboldt nach dem ihm eignen, von ihm selbst erläuterten weiten Gebrauch dieses Wortes, — desjenigen Objectivirens der geistigen Thätigkeit, meint er, welches allem Denken zu Grunde liegt. In diesem Sinn also ist die Sprache „auch bei'm einsamsten Denken unentbehrlich.“ Allein noch vollendeter erscheint die Objectivirung, wenn die geschilderte Spaltung „nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und

denkenden Wesen möglich ist.“ „Die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt.“ Die Wechselrede mit einem andern Du ist also nur eine hellere Erscheinung des in der Natur der Sprache begründeten Verkehrs mit dem eignen Du. Der Subjectivität wird dabei nicht nur nichts geraubt: — denn der Mensch ist und fühlt sich immer Eins mit dem Menschen; sondern auch sie vielmehr wird, zugleich mit der gesteigerten Objectivität, verstärkt: — denn die in Sprache verwandelte Vorstellung gehört nun nicht mehr ausschließend Einem Subject an. „Indem sie in Andre übergeht, schließt sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die Andern in sich tragende Modification besitzt.“ In der Erscheinung daher entwickelt sich die Sprache nur gesellschaftlich, „und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andern versuchend geprüft hat.“

So Humboldt; und es ist hier wie sonst interessant, wie er durch tiefere Begründung zugleich zu einer schärferen Fassung der geistreichen, aber noch vagen Herder'schen Bestimmungen gelangt. „Vortrefflich,“ so perorirt Herder, nachdem er bereits den Hauptpunkt seiner Untersuchung festgestellt hat, „vortrefflich, daß die Sprache, dieser neue künstliche Sinn des Geistes, gleich in seinem Ursprunge wieder ein Mittel der Verbindung ist und sein muß! Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire, oder zu dialogiren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit Andern dialogiren zu können. Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich, und wird Mittheilungswort für Andre.“¹⁾

Mit alle dem nun aber kennen wir nur erst das abstracte Grundgesetz für die Vermittelungsthätigkeit der Sprache. Was ist

1) Sämmtliche Werke, Taschenausgabe (1827). Zur Philosophie und Geschichte, Bd. II. S. 54. 55. Die obigen Auseinandersetzungen Humboldt's finden sich in zum Theil wörtlicher Wiederholung: Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien a. a. O. I. Ueber den Dualis, S. W. VI. 590. 591 und Einleitung S. 53 — 55; vergl. auch Einleitung zur Agamemnonübersehung, S. W. III. 13.

der concrete Inhalt dieser Thätigkeit? In welcher bestimmter Weise trägt und vollzieht die Sprache den in sich zurückkehrenden Geistesproceß, oder, — denn dies ist dasselbe — welches sind die constitutiven Elemente der Sprache?

Energie und Vermittelung ist ihr Wesen. In diesen beiden Begriffen geht daher auch ihre concrete Natur auf. Um deren allgemeinste Definition mit Humboldt's eignen Worten voranzuschicken: sie ist, sofern nur die Totalität des Sprechens als die Sprache angesehen werden kann, — „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“¹⁾. Sie ist also Vermittelung des Geistigen überhaupt, oder wie Humboldt abkürzend sagt, des Gedankens, mit dem Laut, und zwar vermittelnde Energie — eine nie rastende, sich immer erneuernde, nie in einem abgeschlossenen Resultat ausruhende Arbeit. Will man, was sie lebendig in einander überführt, zum Behuf der Analyse auseinanderhalten, so unterscheiden sich in ihr als ihre zwei constitutiven Principe der innere Sprachsinn und der Laut. Man kann in dem, was ursprünglich und eigentlich eine Einheit ist, in dem allgemeinen Sprachvermögen, eine ideenerzeugende und eine ideenbezeichnende Kraft distinguiren, und die Sprachbildung demgemäß als eine Erzeugung ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit, den Laut, zu überwinden hat.²⁾

Wie nun in dem allgemeinen Sprachvermögen, oder in dem „Drange“ des Sprechens dieses Beides verbunden ist, bleibt allerdings ein Geheimniß. Die „unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur.“³⁾ Dennoch aber führt die Beobachtung und Vergleichung beider Elemente wenigstens auf das Verständniß der inneren Möglichkeit ihrer Verbindung und Durchbringung.

Es besteht nämlich zuerst, ganz allgemein betrachtet, eine

1) Einleitung S. 42 und öfter.

2) Ebendaj. S. 304 und 88.

3) Ebendaj. S. 51.

klar in die Augen springende Wahlverwandtschaft und Analogie zwischen dem „Gedanken“ und dem Laut. Eine der schönsten Entwicklungen in Humboldt's großer einleitender Abhandlung ist der Auseinandersetzung dieser Analogie gewidmet. „Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stöße vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgeriffener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzet der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft.“ Im Laute empfängt das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja, bei dem der Stimme entfallenden Laut, einer wirklichen Handlung, wie die denkende Thätigkeit selbst ist. Weiter. „Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht.“ Neben der Einheit ferner und Schärfe des Lauts, die dem Bedürfniß des Verstandes entsprechen, verdrängt derselbe doch keinen der anderen Eindrücke, welche die Gegenstände hervorbringen, sondern ist im Stande, sich an die Totalbeschaffenheit des Gegenstandes sowie an die ganze individuelle Empfindungsweise des Sprechenden anzuschmiegen. Als lebendiger Klang geht der Laut der Stimme „wie das athmende Dasein selbst aus der Brust hervor“ und haucht also das Leben selbst, aus dem er hervorgeht, in den Sinn, der ihn aufnimmt. Zum Sprachlaut endlich „paßt die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporggerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen; sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, sowie der Geberde der Hände, begleitet zu werden und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.“¹⁾

1) Einleitung S. 51 — 53.

Nicht genug jedoch mit dieser allgemeinen Analogie zwischen dem Gedanken und dem Laut. Dieselbe bewährt sich und tritt am hellsten hervor in der Articulation. Articulation oder Gliederung ist das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes sein könnte.¹⁾ In der Articulation berührt sich das Bedürfnis des Gedankens und die Fähigkeit des Lautes: aus der Berührung in diesem Punkte springt die Sprache hervor. In der Articulation der Laute liegt ihre gedankenbildende Eigenschaft: in der Articulation des Gedankens liegt seine den Laut zur Sprache umwandelnde Macht. Näher nämlich so. Die Function des Denkens zuerst geht wesentlich auf in dem Begriff der Gliederung. Die Wirkungsform des Geistes besteht in einem Zwiefachen. Er zerlegt sein Gebiet, d. h. die unbestimmte Masse des Vorstellbaren, in Elemente, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Er geht zweitens eben dabei beständig auf einheitliche Zusammenfassung des Mannigfaltigen aus. Ebenso nun verfahren die Sprachwerkzeuge mit dem Laut. Jene sind die Executoren der articulirenden Thätigkeit des Geistes; dieser besitzt die Eigenthümlichkeit, sich durch die Sprachwerkzeuge zum articulirten Laut gestalten zu lassen. Die Articulation somit ist recht eigentlich das verknüpfende Dritte, worin für die Geistesthätigkeit einerseits, für den Laut andererseits die Möglichkeit liegt, zur Sprache zu werden. In den Taubstummen führt uns die Natur gleichsam selbst die Abstraction dieses zwischen Laut und Gedanken vermittelnden Dritten vor, — das nackte Articulationsvermögen. Nur durch dieses lernen auch sie verstehen und sogar sprechen, „indem sie durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andern aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen.“ Handelt es sich daher um eine Definition des articulirten Lautes, so kann dieselbe höchstens bis zur Angabe derjenigen nothwendigen Merkmale gelingen, welche nur eben als das Charakteristische an der articulirenden Thätigkeit des Geistes hervorgehoben wurden. Zuerst also die Fähigkeit der Zerlegbarkeit und Zusammenfügbarkeit, sodann mit der Möglichkeit reiner Geschie-

1) Ueber die Buchstabenschrift ic., G. W. VI. 537. 545.

denheit verbundene, scharf zu vernehmende Einheit. Jeder Versuch, ihn nach seiner Körperlichkeit oder seiner bloß physischen Beschaffenheit zu beschreiben, muß scheitern. Man bringt es bei diesem Versuch kaum über negative Bestimmungen hinaus. Der articulirte Laut ist ein sich einzeln abschneidender Laut, — nicht ein verbundenes und vermischtes Tönen oder Schmettern, wie die meisten Gefühls-laute. Sein charakteristischer Unterschied liegt nicht „musikalisch in der Höhe und Tiefe“ — und er beruht ebensowenig „auf der Dehnung und Verkürzung, Helligkeit oder Dumpfheit, Härte oder Weiche.“ Erschöpfend und ausschließend wird das Wesen der articulirten Töne immer nur aus dem Begriff der Sprache heraus ergriffen, als der durch Articulation Gedanken und Laut verknüpfenden Erzeugung. Man ergreift es dadurch, daß man ihnen die Eigenschaft zuschreibt, „unmittelbar durch ihr Ertönen Begriffe hervorzubringen, indem theils jeder einzelne dazu gebildet ist, theils die Bildung des einzelnen eine in bestimmbar Klassen bestimmbar Anzahl gleichartiger aber specifisch verschiedener möglich macht und fordert, welche nothwendige oder willkürliche Verbindungen mit einander einzugehen geeignet sind.“ Dasjenige, was den articulirten Laut sowohl vom thierischen Geschrei wie vom musikalischen Ton unterscheidet, ist lediglich seine Absicht und Fähigkeit zur Bedeutsamkeit durch Darstellung eines Gedachten. Articulierte Laute — darauf reducirt sich jeder derartige Definitionsversuch — sind Sprachlaute, und umgekehrt.¹⁾

Auch mit der Articulation indeß kennen wir nur erst die unterste Bedingung und die allgemeinste Bahn, in welcher die concrete Vermittelungsarbeit der Sprache verläuft. Wir befinden uns mit ihr noch vor der Entstehung des Wortes. Die Sprache ist nur Articulation, d. h. Hervorbringung des gegliederten, den Gedanken Ausdruck möglich machenden Tons, wenn wir sie bei der Erzeugung der Buchstaben und Silben festhalten. Allein sie ist mehr als Articulation da, wo sie, mit dem Worte und der Rede, zum wirklichen Gedanken Ausdruck wird. Denn wirkliche Sprache wird der articulirte einheitliche Laut, d. h. die Silbe oder die Verbindung

1) Einleitung S. 67 ff. Ueber die Buchstabenschrift 2c., G. W. VI. 538 ff. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 244.

mehrerer Silben erst im Worte. Im Worte erst ist wirklich eine Lauteinheit zusammen mit einer Begriffseinheit. Das Wort erst ist das wahre Element der Rede. Es ist dasselbe, was in der lebendigen Welt das Individuum ist. Der Umfang des Wortes ist die Grenze, bis zu welcher die Sprache selbst- und alleinhätig bildend ist.¹⁾ Bei'm Worte daher gilt es, die weitere und die ganze Vermittlungsarbeit der Sprache kennen zu lernen.

Stellen wir uns nun zuerst, zu diesem Behuf, auf die intellectuelle Seite der Sprache, so bezieht sich nach Humboldt die geistige Thätigkeit auf Zweierlei, oder, genauer, auf Dreierlei. Der Geist sucht zunächst die einzelnen Gegenstände, sowohl diejenigen, welche den äußeren, wie die, welche den inneren Sinn berühren, je als einzelne sich zu bemerken. Er faßt sie in bestimmter, individueller Weise auf, er bezeichnet sie für sich. Er bildet Begriffe. Er faßt, zweitens, an den einzelnen Gegenständen Beziehungen derselben auf andere auf. Er bildet außer den Begriffen allgemeinere Kategorien. Er wird drittens gewisse Verhältnisse gewahr oder schafft selbst dergleichen, durch welche die Gegenstände oder die Begriffe zu einander in Bezug gesetzt oder verbunden werden.

Diesem dreifachen intellectuellen Vornehmen entspricht in der Lautform und somit in der wirklichen Sprache eine gleichfalls dreifache Erscheinung. Dem Ausdruck ganz individueller Gegenstände nämlich entsprechen die Wurzeln der Sprache, oder, da sie selten in ihrer nackten Gestalt in der Rede erscheinen, die wurzelhaften Theile der Wörter und Wortformen. Im Grunde jedoch nehmen die Wurzeln immer bei ihrem Eintreten in die Rede zugleich den Ausdruck einer allgemeineren Beziehung in sich auf. Zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst gesellt sich in der geistigen Thätigkeit noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit. Zu dem objectiven Princip

1) Einleitung S. 76. Ueber das vergleichende Sprachstudium G. W. III. 257. Im Worte ist andererseits auch mehr und reiner die ganze Sprache enthalten als im Satze. Denn „die Rede rollt zwar immer nur als ein zusammenhängendes Ganze dahin“, allein alles Verständniß der Sprache geht von dem Erkennen der Wörter, der logischen Elemente der Rede aus; vgl. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1829 No. 73 S. 582 und Mémoire sur la séparation des mots, Journ. Asiat. T. XI.

der „Bezeichnung“ tritt das mehr subjective logische Rubricierung, oder der „Andeutung“, d. h. der Versetzung in eine allgemeine Kategorie. Dieser zweiten Thätigkeit nun, in ihrer Verbindung mit der ersten, entspricht in der Lautform das vollständige Wort. Aber auch die Wörter endlich müssen bei ihrer Einfügung in die Rede verschiedene Zustände andeuten. Die Sprache als Rede ist ein Gewebe von Gedankenbeziehungen; wie sich an die „Bezeichnung“ unmittelbar die „Andeutung“ anschließt, so geht diese unmittelbar in die Begriffsverbindung über. Diesem dritten Vornehmen aber entspricht ein drittes Stadium der Lautform: von den Wurzeln und Wörtern unterscheiden sich drittens die grammatischen Formen.¹⁾

Es genügt für jetzt diese gedrängte, aus den umfangreichen Humboldt'schen Entwicklungen herausgehobene Darstellung der drei Stadien, in denen die intellectuelle und, ihr entsprechend, die Lautform der Sprache sich manifestirt. Denn es handelt sich hier nur um die Frage, durch welche Mittel und in welcher Weise durch die Sprache dieses Beides verbunden, wie die in dieser Weise specificirte lautliche mit der ebenso specificirten intellectuellen Form vermittelt wird. Anders ausgedrückt: welches ist die Beziehung des Lautes zur Bedeutsamkeit?

Das erste Vermittelnde nun ist abermals, gleichsam in einer höheren Potenz wirkend, die Articulation. Sowie das Streben, dem Laute Bedeutung zu leihen, die Natur des articulirten Lautes überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben auch auf eine bestimmte Bedeutung hin. Je schärfer der Articulationsinn einer Nation ist, d. h. je schärfer sie die intellectuelle Gliederung innerhalb des Gedankengebietes vornimmt, je mehr sich die Gliederung andrerseits in ihrem Lautsystem markirt, desto mehr wird dieses Princip das leitende werden, desto tiefer wird seine Wirksamkeit in Beziehung auf die bestimmte Bedeutung eingreifen. Das eigentliche Feld, auf welchem dieses Princip sich thätig erweist, ist das der Bezeichnung allgemeiner Beziehungen an den bereits bezeichneten Gegenständen, d. h. also das Gebiet der grammatischen Formen.

Sieht man aber ab von diesem Wirken des nackten Articula-

1) Einleitung S. 75 ff. vergl. mit S. 97 ff.; dazu ebendas. S. 122 ff.

tionsfinnes, so läßt sich außerdem eine dreifache Art der Begriffsbezeichnung unterscheiden, für welche jedoch sämmtlich jenes Wirken des Articulationsfinnes die Basis ist. Nämlich die nachahmende, die symbolische und die analogische Bezeichnung.

Die unmittelbar nachahmende zuerst. Der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, wird in dem Worte so weit nachgebildet, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung, bei welcher der articulirte Laut sich mit dem unarticulirten in einen directen Kampf begiebt, ist indeß von einer gewissen Rohheit nicht frei zu sprechen; sie verliert sich bei fortschreitender Ausbildung einer Sprache und hat ihrer Natur nach nur bei der Bezeichnung von Gegenständen einen Platz.

Die symbolische, d. h. die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. „Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen u. s. f.“ Diese Art der Bezeichnung hat namentlich auf die primitive Wortbezeichnung eine große Herrschaft ausgeübt. Auch die Andeutung allgemeiner Beziehungen, also der Ausdruck grammatischer Formen indeß ist auf diesem Wege möglich.

Endlich die analogische, d. h. die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Offenbar eine secundäre, wenn auch vorzugsweise fruchtbare Bezeichnungsweise. Wörter nämlich, „deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der symbolischen Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen.“¹⁾

Mit der Aufführung dieser verschiednen Principien der Vermittlung zwischen Laut und Idee begnügt sich indeß Humboldt nicht. Sichtlich von dem Bestreben beherrscht, dem Geiste soviel wie möglich zu vindiciren und an dem intellectuellen Instincte, wie er die Sprache nennt, das Intellectuelle in den Vordergrund zu stellen, sucht er an einer späteren Stelle seiner einleitenden Abhandlung für jene Ver-

1) Einleitung S. 80 — 85.

mittlung ein weiteres Zwischenglied und zwar in einer vorgängigen Handlung des Geistes zu entdecken. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut nämlich ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Diese Heterogenität daher fordert, „auch ganz abgesehen von dem körperlichen Klange des Lautes, und blos vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung Beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können.“ Dies Vermittelnde nun, setzt er ferner auseinander, sei allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens. Die etymologische Forschung habe die Aufgabe, dies sinnlich Vermittelnde soviel wie möglich überall zu entdecken und auf diese Weise „von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt.“ Es ist nun aber klar, daß dieser Schematismus für die Vermittlung von Laut und Begriff nur von ganz secundärer Bedeutung ist. Er tritt nur da ein, wo es sich um abstracte oder doch um Begriffe als solche handelt. Er tritt nicht ein bei jenen „wurzeltartigen Anschauungen und Empfindungen“ selbst. Er setzt die vermittelnde Kraft des Articulationsjumes sowie das imitative, symbolische und analogische Verfahren der Sprache bereits voraus. Er ist mehr ein Princip der Wortverwandtschaft als der Wortformung, mehr ein Hilfsmittel der Verknüpfung von Laut und Idee als eine ursprünglich zwischen Beiden vermittelnde Energie.¹⁾

Wie dem jedoch sei; wie sehr Vermittlung das Wesen der Sprache ausmacht; wie viel gegenseitig sich tragende und verschlingende Vermittlungsmotive sich in ihr nachweisen lassen: gleich wichtig bleibt die andere Seite der Sache, daß jenes Vermittlungsgeschäft nimmer zu Ende kömmt. Nach Allem und trotz Allem bleibt es dabei, daß das intellectuelle und das lautliche Moment der Sprache in einem nie völlig zu überwindenden Gegensatz bleiben.

1) Einleitung S. 109—111. Eine andre Stellung dieser Humboldt'schen Lehre vom Schematismus der Sprache (vgl. oben S. 449, 450) anzuweisen, als die obige sind wenigstens wir nicht im Stande.

Eben darum ist die Sprache mit aller in ihr liegenden synthetischen Kraft eine Arbeit und ein Kampf. Eine Arbeit, die sich im Ganzen als ein fortwährendes Streben und Gegenstreben auffassen läßt. Auf der Einen Seite nämlich die unutilgbare Heterogenität von Begriff und Laut, auf der anderen Seite die gegenseitige Gebundenheit Beider an einander: — „der Begriff vermag sich ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann.“ Die Seele daher versucht immerfort, „sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nuancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht.“ „Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu, und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer größere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden.“¹⁾

Das Ziel, gleichsam das nie vollständig erreichbare Ideal der Sprache ist die völlige Vermählung von Laut und Gedanken, die „richtige und energische Durchdringung von Laut- und Ideenform.“ Der höchste Punkt der Sprachvollendung beruht darauf, daß die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen „zur wahren und reinen Durchdringung werde.“ Denn vom ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren im ächtesten Verstande des Worts. „Das Ziel wird daher nur dadurch erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfließen. Die daraus entspringende wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andern, so daß keins über das andre gleichsam überschießt.“ Mit anderen Worten: die Sprache tritt, nach dem Maaße des Gelingens ihrer Synthesis, in die Nähe der Kunst, deren Wesen recht eigentlich in der identischen Durchdringung von Idee und Stoff besteht. Auf dem höchsten Gipfel der Sprachvollendung findet sich

1) Einleitung S. 110.

daher von selbst die Schönheit ein. Die künstlerische Schönheit der Sprache ist „ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung.“¹⁾

3.

Die erscheinende Sprache.

Der Punkt, von welchem Humboldt in der großen Abhandlung vor seinem Kawiwerke ausgeht, ist die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und der Zusammenhang dieser Verschiedenheit mit der Verschiedenheit der nationalen Geisteskraft, aus der die Sprachen der Erde entsprungen sind. Von der erscheinenden Sprache geht er daher zum Behufe der Aufklärung jenes Zusammenhangs zu dem Werden der Sprache, d. h. zur Analyse des Sprachverfahrens zurück, und erst auf diesem Wege erschließt sich ihm immer vollständiger das Wesen der Sprache. Wir sind den umgekehrten Weg gegangen. Ausgehend vom Ursprung und Wesen der Sprache, sie verfolgend in ihrem Thun, sind wir erst jetzt im Stande, die Sprache in ihrem Dasein und ihrer Erscheinung zu verstehen. Wir ziehen nur die Consequenzen der bisherigen Auseinandersetzungen, wenn wir nunmehr die Genesis der Sprache in der Projection ihrer erscheinenden Wirklichkeit betrachten.

So betrachtet nun erscheint die Sprache, sofern sie aus der Totalität des menschlichen Wesens hervorgeht und dies mit der Natur vermittelt, als Organismus.²⁾ In dieser Bestimmung faßt sich als einem ersten und allgemeinsten Begriff ihre ganze auf Articulation beruhende Lebendigkeit und ihre allseitig vermittelnde Energie zusammen. Jede Sprache, sagt Humboldt,³⁾ ist ein Organismus mit einem Einheit schaffenden Princip. Der Bau einer Sprache, sagte er schon in der „Ankündigung,“⁴⁾ ist, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau und Alles in ihr beruht daher auf Analogie. „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur

1) Einleitung S. 104 — 108; vergl. oben, zweiter Abschnitt S. 462.

2) Einleitung S. 107.

3) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240.

4) A. a. D. S. 496.

alles Organischen, daß jedes in ihr nur durch das Andre, und Alles nur durch die Eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht.“¹⁾ Ganz besonders häufig hebt er demgemäß die sich gegenseitig bedingende Verschlungeneheit aller Theile der Sprache als eines Organischen hervor. Die Sprache geht zwar allmählig aus dem Menschen hervor, doch so, „daß das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt.“²⁾ Alles, was zu den Bestandtheilen der Rede gehört, wird bewußtlos auf einmal von dem Sprachvermögen gegeben.³⁾ „Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andern und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäßig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen muß, in gleichem Augenblick gegenwärtig.“⁴⁾ „Man kann die Sprachen,“ heißt es ein ander Mal,⁵⁾ „nicht als Aggregate von Wörtern betrachten: jede ist ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft.“ Der Begriff des Organismus endlich bedingt es, daß jede Sprache ein einheitliches Princip besitzt. „Sowie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muß sie dieselben, selbst unwillkürlich und ohne zum deutlichen Bewußtsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständniß möglich wäre. — — Jene Einheit aber kann nur die eines ausschließlich vorwaltenden Principis sein.“⁶⁾

Parallel der Bestimmung der Sprache als Organismus liegt die andere, etwas weitere, daß ihr Wesen in der Form liege. „Der Begriff der Sprache steht und versfliegt mit dem der Form,

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 243.

2) Ebenbas. S. 253.

3) Ueber die Verwandtschaft ic., a. a. D. S. 3.

4) Einleitung S. 73; vergl. S. 85, S. 113 u. S. 338.

5) Kawi-Sprache, Bd. II. S. 220.

6) Einleitung S. 189.

denn sie ist Form und nichts als Form.“¹⁾ Jede einzelne Sprache daher hat ihre individuelle Form. Dieselbe ist nichts anderes als ihre in das Bild eines organischen Ganzen zusammengezogenen zerstreuten Züge. Oder anders und bestimmter ausgedrückt. Die Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, wirkt in jeder einzelnen Sprache auf eine bestimmte, gleichförmige und constante Weise. Dies Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, wie es sich für ein Organisches ziemt, macht die Form der Sprache aus. Sie ist die vollständig dargestellte Objectivität des einheitlichen, individuellen Organes, vermittelt dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache schafft. Diese Form, wie überall, wo es sich um ein Organisches handelt, hängt vollständig nur an der Gesamtheit der Sprache, aber sie haftet andrerseits auch an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente. Sie geht einheitlich durch die ganze Sprache hindurch. Denn die Arbeit der Sprache beginnt schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laut, der ja eben durch Formung zum articulirten wird, und sie waltet fort bis hinauf zu den Regeln der Redefügung. Schon im Alphabete wird die Form einer Sprache sichtbar; sie wird sichtbar in der Wortbildung; sie erscheint noch in den individuellsten syntaktischen Feinheiten. Sie ist eben die ganze Sprache, als organische aus ihrem Princip heraus verstanden, angeschaut und empfunden.²⁾

Im Verlaufe nun aber der Einleitung zur Kawi-Sprache schränkt Humboldt den zunächst so weit gefaßten Begriff der Form wieder in etwas ein. Er drängt ihn auf eine gleichsam mehr materielle Bedeutung zurück. Oder er sondert vielmehr aus dem allbefassenden Begriff der Form den etwas engeren des grammatischen Bau's im Ganzen und Großen, der Structur, oder, wie er auch mit engerer Bedeutung des Wortes sagt, des Organismus aus, und unterscheidet in Folge dessen von der Form in diesem engeren Sinne oder von dem „eigentlichen Formenbau“ dasjenige, was er den Charakter der Sprachen nennt. Mit jenem nämlich ist das Wesen

1) Kawi-Sprache, Bd. II. 221.

2) Einleitung §. 8 S. 41—49.

einer Sprache noch keinesweges erschöpft; es ist nur die nothwendige Grundlage, in welcher dieser, das Feinere und Edlere an der Sprache, Wurzel fassen kann. Das Reich der Formen ist nicht das einzige Gebiet, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat; es giebt noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache, wenn nicht überall dem klaren Erkennen, so doch dem Ahnden zugänglich. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch z. B. haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Allein, auch abgesehen von den Differenzen dieser Organisation, sind diese Sprachen verschieden durch ihren individuellen Charakter.

Um nun anzugeben, was unter dem Charakter im Unterschiede von der eigentlichen Form oder dem Organismus zu verstehen sei, knüpft Humboldt an ein Moment an, welches in unsrer bisherigen Darlegung seiner Ansichten noch keinen Platz finden durfte. Soweit es nöthig ist, müssen wir dasselbe anticipiren. Es ist kein andres als das historische Moment. Es giebt nämlich in der historischen Bildung jeder Sprache einen Zeitpunkt, in welchem dieselbe gleichsam fertig dasteht. Ihr Bau, ihre Form im Ganzen und Großen, ist vollendet. Die Thätigkeit der Nation geht nun von der Sprache selbst mehr auf ihren Gebrauch über. Das Volk im Ganzen, die Dichter und Lehrer des Volks, endlich die Grammatiker gebrauchen und bearbeiten die Sprache. Durch die verschiedene Weise, in welcher dies geschieht, empfängt dieselbe ihren Charakter. Es fließt indeß diese Erscheinung zugleich unmittelbar aus dem Wesen der Sprache. Sie war ja die nie vollendet gelingende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck fähig zu machen. Sie bedingte daher ein beständiges Streben und Gegenstreben. Vermöge dessen entsteht beim Gebrauche der Sprache einmal ein Gefühl, daß es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muß, sodann aber der Trieb, dennoch Alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Jenes Gefühl und dieser Trieb zusammenwirkend bilden die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen. Es fragt sich nur noch, woran dieser Charakterausdruck vorzugsweise haftet, an welchem ihrer Theile er vorzugsweise erkennbar ist?

Er haftet zuerst — und damit stellt sich die ursprüngliche Weite

des Begriffs der Form wieder her, vermischt sich wieder die Grenze zwischen Form und Charakter — er haftet zuerst an der Form der Sprache selbst. Oder, historisch ausgedrückt, die nationale Individualität prägt die Stimmung, die lebhafter erst bei dem Gebrauch der Sprache erwacht, bis auf einen gewissen Grad schon dem ursprünglichen Streben ein, wodurch die Sprache allererst geschaffen, aus dem Geiste allererst herausgebaut wird. Der Charakter haftet zweitens und vorzugsweise an der Anwendung und dem Gebrauch des vorhandenen Formensystems. Er zeigt sich in dem mehr oder minder sichtbaren Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und der mehr oder minder sorgfältigen Beziehung der Lautformen auf jene Begriffe. Er zeigt sich in dem Maaß, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprache Gebrauch machen, in dem Maaß z. B., in welchem sie Zusammensetzungen bilden. Er zeigt sich bei genauerer Aufmerksamkeit ganz besonders in der Geltung der Wörter, welche, wenn man Sprache mit Sprache vergleicht, auch wo es sich um denselben Begriff zu handeln scheint, niemals wahre Synonyma sind. Weit mehr noch zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede ab, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Grenzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Es giebt endlich zwei Erscheinungen in den Sprachen, in welchen alle bisher berührten Punkte des Sprachcharakters zusammentreffen. Dieser Charakter offenbart sich am vollständigsten und hellsten in der Poesie und Prosa, als denjenigen Erscheinungen, in denen auf der Basis der Sprache Idee und Wirklichkeit sich in zwiefach verschiedener Weise zu einer höheren Einheit als der Organismus der Sprache selbst zusammenschließt.¹⁾ Die Philosophie der Sprache schwankt damit hinüber in die Philosophie der Literatur und Geschichte.

4.

Die Idee der Sprache und die einzelnen Sprachen. Versuch einer Classification.

Zimmer näher rücken wir demjenigen, was für die Kawi-Einleitung den Ausgangspunkt bildet. Schon in allen bisherigen Be-

1) Einleitung S. 20 S. 195 ff.

trachtungen ist beständig darauf mit Rücksicht genommen worden, daß das allgemeine Sprachvermögen sich national und individuell verschieden manifestirt. Auf der Einen Seite kann man sagen, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, ebenso richtig jedoch, daß jeder Mensch eine besondere besitzt. Zwischeninne liegen die Kreise nationaler Verschiedenheit. Die Sprache ist die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker. Eine Nation ist vielleicht am besten zu definiren als ein auf bestimmte Weise sprachbildender Menschenhaufen, und der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte andrerseits ist darum und insofern verschieden, weil und als es die Geisteseigentümlichkeit der Nationen selbst ist.¹⁾

Die gleichzeitige Rücksicht nun auf das einheitliche Band, welches alle Sprachen zusammenhält und auf die innerhalb dieser Einheit hervortretenden Verschiedenheiten führt nothwendig auf die Untersuchung des Verhältnisses, in welchem die einzelnen Sprachen untereinander und zu der Idee oder dem letzten Zweck aller Sprache überhaupt stehen. Schon frühzeitig ging daher Humboldt auf eine Classification aller Sprachen aus. Er verkündete diese Absicht gleich in seinem ersten linguistischen Programm.²⁾ Er deutete auf dieselbe schon durch den Titel, den er seiner letzten großen linguistischen Abhandlung gab. Die Verschiedenheit der Sprachen und das beständige Anknüpfen derselben an die Idee ihrer Einheit ist vorzugsweise sein Thema. Es gilt ihm daher im Allgemeinen die Verschiedenheit der Sprachen als das Streben zu betrachten, „mit welchem die in die Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern bewohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.“ Handelt es sich daher darum, jene Verschiedenheit zu specificiren, so müssen die Sprachen gemessen werden an der Sprache. Unzulässig und einseitig wäre jeder äußere, nicht aus der Idee der Sprache selbst entnommene Maßstab. Unzulässig z. B., wenn man Civilisation und Cultur zum Eintheilungs- und Classificationsgrund der Sprachen machen und demzufolge etwa gebildete und ungebildete Sprachen unterscheiden wollte. Die Idee der Sprache fällt aber zusammen mit der der

1) Einleitung S. 48, S. 203 und S. 39.

2) Ankündigung a. a. D. S. 501.

Sprachvollendung. Die Verschiedenheit der Sprachen ist folglich „das in verschiedenem Grade gelingende Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu geben.“¹⁾

Die von diesem Gesichtspunkt ausgehende Beurtheilung der Sprachen scheint sich nun zunächst dadurch zu vereinfachen, daß sich auf den ersten Anblick nur der Eine von den beiden Factoren der Sprache als Sitz jener Verschiedenheit darstellt. Das Streben nämlich des inneren Sprachsinns ist immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet. Derselbe „gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet — und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung in allen Menschen als solchen gleich.“ Es ist mithin, im Gegensatz dazu, die Lautform, welche „als das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen“ erscheint. Wie auch natürlich. Denn der körperliche, wirklich gestaltete Laut macht allein die Wirklichkeit der Sprache aus. Er erlaubt an sich eine weit größere Mannigfaltigkeit. Er „hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das die Grundlage jeder Sprache ist.“ Gerade der articulirte Laut ferner „hat seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden.“ „Das sinnlich und körperlich Individuelle entspringt aus so verschiedenen Ursachen daß sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läßt.“²⁾

Allein es erscheint auch nur so, als müßten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Eine größere Gleichförmigkeit zwar bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Allein nichtsdestoweniger entspringt auch in ihm aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Schon dem Grade nach ist die intellectuelle Kraft der Spracherzeugung verschieden. Und nicht bloß dem Grade nach. Denn es sind „Kräfte dabei geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloßen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Ge-

1) Einleitung S. 8, 9, S. 18 und S. 10.

2) Einleitung S. 306, S. 50, S. 87, S. 93 — 94.

staltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, in's Unendliche geht.“ Mehr noch als das. Auch in dem blos ideellen, in der That von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten. Sie finden sich deshalb, weil der Verstand auch unrichtig oder mangelhaft combiniren kann. Selbst in dem sonst so hoch vollendeten Sanskrit z. B. hat sich der rein begriffsmäßige Bau des Verbum — ohne alle Mitschuld der Lautform — vor dem bildenden Geiste der Nation mit Nichten in hinreichender Klarheit entfaltet.¹⁾

Die Wahrheit demnach ist: die Verschiedenheit der Sprachen beruht ebensowohl auf der Lautform wie auf der intellectuellen Form. Sie muß beurtheilt werden nach dem Gesamtergebnisse der nationell verschieden sprachbildenden Kraft. Sie zeigt sich in der Art und Weise der Durchdringung der inneren und äußeren Form. Sie haftet mit Einem Worte an der ganzen Form oder an dem ganzen Organismus der Sprachen. Handelt es sich um die Werthbestimmung der einzelnen Sprachen, so ist ihre individuelle Form in Vergleichung zu bringen mit der denkbar vollendetsten Form, „und man muß die Vorzüge und Mängel der vorhandenen Sprachen nach dem Grade beurtheilen, in welchem sie sich dieser Einen Form nähern.“²⁾

Die Form aber einer Sprache war, wenn man auf ihre Genesis zurückging, nichts Anderes als die Intensität und die Art und Weise ihres synthetischen, d. h. Gedanken und Laut verschmelzenden Processes. Von der Stärke, Tiefe und Lebendigkeit dieses Processes hängt daher die Vollendung einer Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen ab.³⁾ In seiner concreten Manifestation nun haben wir denselben als den Proceß der Wurzelbildung, der Wortbildung und der Bildung der grammatischen Formen kennen gelernt. Am prägnantesten tritt er bei den letzteren beiden Bildungen hervor, wo es

1) Einleitung S. 94 ff.

2) Ebenda. S. 306.

3) Ebenda. S. 253.

die gleichzeitige Operation der Bezeichnung und der Kategorisierung eines Begriffs gilt. Dieses Thun, oder, wie Humboldt wunderbarlich genug sich ausdrückt, diese „Eigenschaft“ der verschiedenen Sprachen ist mithin der „Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus dreht.“¹⁾

Die denkbar reinste und vollendetste Methode, das hier Bezeichnete zu leisten, ist aber die Flexionsmethode. Ihr Charakter besteht in der vollendeten Zusammenschmelzung einer Bezeichnung des Begriffs und einer Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird, so daß dies Doppelte zugleich einheitlich in sich geschlossen und zugleich für das Bedürfnis der Rede aufgeschlossen erscheint. Geschehen kann dies auf einem zwiefachen Wege. Am besten wird die Absicht, „dem Worte seine Identität zu erhalten und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen“ auf dem ersten Wege, nämlich durch innere Umänderung erreicht. Aber erreicht auch auf einem zweiten Wege, nämlich durch einen, an sich unselbständigen, innig mit dem Worte verbundenen Zuwachs, oder durch Anbildung. Das die Einheit Vermittelnde ist beide Mal wesentlich Symbolik, welche mit Hülfe und auf dem Grunde des Articulationsinns thätig ist.²⁾

Dieser Methode und den von ihr durchgeführten Sprachen gerade gegenüber liegt die Erscheinung, daß die Sprache alle Wörter „starr in ihre Wurzelform einschließt.“ Die synthetische Kraft der Sprache erstreckt sich blos bis zur ursprünglichen Verschmelzung von Laut und Gedanken, d. h. bis zur Wurzelbildung. Es mangelt an aller Andeutung der Kategorien der Wörter. Die Sprache überläßt, wie Humboldt es auffaßt, dem Geiste diese Arbeit, die sie nicht selbst auf sich nimmt. Sie hat fast lediglich eine grammataire sousentendue.³⁾ Es ist die durch die chinesische Sprache exemplifizierte Erscheinung der Isolirung.

Zwischen diesem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter und der wahren Flexion giebt es endlich noch ein Drittes. Nämlich „als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beab-

1) Einleitung S. 122.

2) Ebendas. S. 124 — 132.

3) Lettre à Abel-Rémusat, VII. 327. Einleitung S. 374.

sichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion,“ mehr oder minder mechanische Anfügung, statt der, immer als organischer Vorgang vorzustellenden Anbildung durch Flexion. Es ist dies eine Verfälschung des zweiten Weges, dessen sich die Flexions-sprachen zum Behufe der Andeutung der Kategorien bedienen. Nur so, als ein „Zwitterwesen,“ will Humboldt in der „Einleitung“ dasjenige gelten lassen, was mit dem Namen der Agglutination bezeichnet wird. Wenn er früher,¹⁾ wenn gleich nicht ohne Clausel, die durch Fr. Schlegel in Gang gebrachte Unterscheidung zwischen Sprachen, die blos Aggregation oder Composition, nicht Flexion kennen, sich angeeignet, wenn er noch in der Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen²⁾ ausdrücklich ausgesprochen hatte, daß der Unterschied grammatisch gebildeter Sprachen von denen, die nur Anfänge und Analoga grammatischer Formen besitzen, ein wirklich absoluter sei: so mißbilligt er jetzt geradezu die Schlegel'sche Eintheilung³⁾ und „diese s. g. agglutinirenden Sprachen,“ heißt es in der Einleitung,⁴⁾ „unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger mißlingt.“

Wie dem sei: mit der Flexion ist die nähere Bestimmung der denkbar vollendetsten Sprachform gewonnen; in ihr drückt sich auf concrete und anschauliche Weise der synthetische Proceß der Sprache in seiner größten Stärke, Tiefe und Lebendigkeit aus. Ihr Wesen aber greift natürlich in den ganzen Organismus der Sprache ein. Ihr Streben ging auf Zusammenschmelzung eines doppelten Elements zu einem einheitlichen Ganzen — sie hängt also auf's Engste zusammen mit der Worteinheit. Ihr Streben ging andrerseits darauf, dem Wort seine Starrheit zu benehmen, den bezeichneten Begriff beziehungs-fähig und geschmeidig gegen das Ganze der Rede zu machen — sie hängt also auf's Engste zusammen mit der Rede-fügung, sie befördert eine freiere und angemessen gegliederte Satz-

1) *Mithribates*, a. a. D. S. 318.

2) *G. W.* III. 302.

3) *Einleitung* S. 151, Anmerkung.

4) *Ebendaf.* S. 133.

bildung.¹⁾ Das in der Flexion sich prägnant manifestirende Thun der Sprache erscheint in der Methode der Satzbildung gleichsam in einer erweiterten Sphäre. Wie die Flexion — und mit ihr verglichen der Mangel oder das Surrogat der Flexion — die Stärke der sprachlichen Synthesis offenbarten, so wird dieselbe in noch größeren Dimensionen, in gleichsam noch leserlicherer Schrift auch an der Satzbildung offenbar. Die Satzbildung mithin wird, nicht sowohl ein neuer als vielmehr ein vergrößerter Maasstab für die relative Vorzüglichkeit der verschiedenen Sprachen, — ebendamit ein abermaliger Anhaltspunkt für deren Eintheilung und Classification sein. Von erweitertem Gesichtspunkt gesehen, wird sich die nur eben gewonnene Eintheilung theils neu motiviren, theils verschieben, theils ergänzen und erweitern.

Das denkbar richtigste Verfahren, den Satz zu bauen und zu gliedern, geht, wie natürlich, von der echten Flexion aus. Auch wenn man von der Methode der Satzbildung ausgeht, nehmen die Flexions Sprachen den ersten, oder vielmehr den absoluten Platz ein. Schon in die Einheit des Wortes verflochten diese Sprachen seine Beziehung zum Satze. Sie richten, eben durch die Flexion, das Wort sorgfältig zur Satzverknüpfung zu. Mühelos entsteht ihnen aus den so zugerichteten Wörtern, wie von selbst, der Satz. Es ist ihnen damit die Kengstlichkeit erspart, den Satz wie ein einzelnes Wort zusammenzuhalten. Sie können denselben ruhig in die Theile zerfallen lassen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt. Sie sind sicher, ihn mit Leichtigkeit aus diesen Theilen zur Einheit aufbauen zu können.²⁾

Eine zweite Methode der Satzbildung geht von der Isolirung aus. Vom Satz aus betrachtet, liegen aber die isolirenden und die Flexions Sprachen sich nicht blos gegenüber, sondern berühren sich zugleich in einem Gemeinsamen. Auch das Chinesische, der Hauptrepräsentant der isolirenden Sprachen, läßt den Satz in seine Theile zerfallen, noch strenger sogar, da die Wörter durchaus vereinzelt dastehn. Dies ist das Gemeinsame. Allein das Chinesische schließt andrerseits jedes Stammwort starr in sich ein. Das Gefühl

1) Einleitung S. 135.

2) Ebendaf. S. 135, S. 166. 7, S. 186.

der Sazeinheit wird daher nur mangelhaft in die Sprache eingeführt. Die Formation der Sätze entfernt sich möglichst wenig von der Form mathematischer Gleichungen. Das Aufbauen der Sazeinheit aus seinen Theilen wird wesentlich dem Verstande überlassen und diesem theils nur durch lautlose Mittel — wie z. B. durch das Ceremoniell der Stellung — theils durch eigne, wieder abgeforderte Wörter zu Hülfe gekommen.¹⁾ Hierin wiederum tritt der Gegensatz zwischen den Flexions- und den isolirenden Sprachen an den Tag.

Eine dritte Methode der Satzbildung endlich steht diesen beiden und am entschiedensten der der Flexionssprachen gegenüber. Es ist die Methode der Einverleibung. Nicht vom Einzelnen, sondern vom Ganzen wird ausgegangen. Der Satz mit allen seinen nothwendigen Theilen wird nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wie ein einzelnes Wort behandelt. Der ganze Satz wird in einer zusammen ausgesprochenen Form zusammengehalten. Die leitende Vorstellungsweise besteht darin, daß der Satz nicht construirt, nicht aus Theilen allmählig aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf Einmal hingeeben werden soll. Die Mexikanische Sprache ist es, an welcher Humboldt des Weiteren diese Einverleibungsmethode charakterisirt.²⁾

So weit trägt das von der Satzbildung hergenommene Einleitungsmotiv. Es richtet die Aufmerksamkeit auf eine neue charakteristische, den ganzen Sprachorganismus durchdringende Form, deren spezifisches Wesen aus dem früheren Gesichtspunkte, der bloßen Berücksichtigung der Beziehungsbezeichnung, nicht ergriffen werden konnte, — auf das Einverleibungsverfahren. Andererseits verschwindet von dem Gesichtspunkte der Satzbildung aus die ohnehin nur relative Wichtigkeit einer anderen charakteristischen Form, die sich bei dem früheren Gesichtspunkte der Aufmerksamkeit aufdrängte, — die des agglutinirenden Verfahrens. Nichts desto weniger bleibt es dabei, daß die verschiedene Methode der Beziehungsbezeichnung oder aber deren gänzlicher Mangel, in untrennbarem Zusammenhange mit den Methoden der Satzbildung steht, und umgekehrt. In der That entwickelt Humboldt den Einfluß des Einverleibungsverfahrens auf die Me-

1) Einleitung 166. 167. Lettre à Abel-Rémusat, G. B. VII, bes. S. 307 ff.

2) Einleitung S. 166 ff.

thode der Beziehungsbezeichnung. Er hätte ebenso, umgekehrt, den Einfluß des agglutinirenden Verfahrens auf die Methode der Satz- bildung entwickeln können. Das Verhältniß beider Eintheilungsmo- tive wäre alsdann klarer geworden; die Berechtigung, die eine mit der anderen Eintheilung zusammenzugreifen, würde alsdann erhellt haben. Jetzt erscheint diese Combination lediglich durch den im All- gemeinen erwiesenen Zusammenhang zwischen Beziehungsbezeichnung und Satzbildung motivirt, und von hieraus daher muß man die einzige Stelle verstehen, in welcher Humboldt wirklich beide Einthei- lungen in Eine zusammenzieht und die Satzbildung als den obersten Gesichtspunkt für diese Eine ausspricht. Er habe „zur Erreichung“ der Satzbildung, wie er sich vorsichtig ausdrückt, im Ganzen vier mög- liche Formen der Sprachen aufgestellt: die isolirende, die flecti- rende, die agglutinirende und die einverleibende.¹⁾

Zweierlei jedoch, wenn uns nicht sofort die weiteren Entwicke- lungen unseres Autors verwirren sollen, — müssen wir festhalten. Er geht, zur Beurtheilung der Verschiedenheit der Sprachen, auf die Methode der Beziehungsbezeichnung und auf die Methode der Satz- bildung nur ein, weil und insofern sich darin die Stärke und die Art des synthetischen Actes der Sprache documentirt. Halten wir dies fest, so verlieren die bisherigen Auseinandersetzungen nichts an ihrer Bedeutung, wenn an einer späteren Stelle derselbe synthetische Act noch an anderen Punkten der Sprache aufzusuchen und zu messen gelehrt wird. Etwas Anderes ist es, diesen Act nach seiner Stärke und Lebendigkeit an der ganzen concreten Erscheinung der Wort- und Satzbildung studiren, und etwas Anderes, auf einzelne Kriterien und Symptome gleichsam aufmerksam machen, an denen sich besonders schlagend und augenfällig die Natur jenes Actes verräth. Das Letztere thun, heißt nicht, die Bedeutung der Wort- und Satzbildung zum Behufe der Werthbestimmung der Sprachen umstoßen, sondern nur, diese Werthbestimmung zum Behufe der histo- rischen und praktischen Forschung erleichtern. Nur dies ist ausge-

1) Einleitung S. 308. Wörtlich: „Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, außer der aller grammatischen Formen entzathenden chineffischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt: die flectirende, agglu- tinirende und die einverleibende.“

sprechener Maaßen¹⁾ der Gesichtspunkt, von welchem aus nun ferner drei Punkte als diejenigen hervorgehoben werden, an denen die sprachliche Synthesis als solche nackter und unmittelbarer an's Licht trete. Diese drei Punkte sind ebendeshalb nichts außerhalb der Sphäre der Wort- und Satzbildung Liegendes, sondern es sind nothwendige Elemente beider; es sind Erscheinungen, in denen jenes, über die Wort- und Satzbildung in deren ganzer Breite sich entfaltende synthetische Thun sich punktuell concentrirt und eben damit besonders drastisch und greifbar heraustritt. Es sind dies nämlich das Verbum, die Conjunction und das Relativ-Pronomen.²⁾ Wie durch das Eingehn auf die Wurzelbildung, die Wortableitung, die Formenschöpfung und die Satzverknüpfung gleichsam die ganze Tiefe der Sprache und ihres synthetischen Processes dargelegt wurde, so wird durch die vereinzelte Hervorhebung dieser drei Punkte gewissermaßen ein Querdurchschnitt durch die Sprache geführt, und eine wundervolle Auseinandersetzung ist namentlich die, in welcher das Verbum, sowohl nach seiner Form wie nach seiner Function und in der Einheit beider, als der eigentlich Leben verbreitende Mittelpunkt des Satzes, in der innig zusammenhängenden Symbolik seiner Bildung und in der Ruhelosigkeit seines Auftretens als der eigentliche Nerv der ganzen Sprache charakterisirt wird. Nicht minder sinreich und scharfsinnig ist der Versuch, der sich hieran anschließt, einzelne Sprachen wirklich nach der Beschaffenheit des Verbuns in ihnen zu schildern und zu würdigen.

Wenn demnach die obigen Eintheilungen hierdurch nicht aufgehoben werden, so scheinen sie dagegen durch eine Reihe anderer Auseinandersetzungen allerdings zurückgenommen werden zu sollen. Um jedoch hierdurch nicht irritirt zu werden, gilt es, zweitens, festzuhalten, daß bis dahin eine eigentliche erschöpfende und abschließende Classificirung der Sprachen überall nicht in Humboldt's Absicht lag, sondern daß es sich lediglich um die Feststellung einer Sprachform als höchsten Maaßstabs handelte, nach welchem alle einzelnen Sprachen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung bringen wollte, zu messen wären. Eine solche Sprachform ist aber in der

1) Einleitung S. 256.

2) Ebendas. S. 256 ff.

That durch alles Bisherige entdeckt und geschildert. Es ist diejenige, welche durch und durch von der Flexionsmethode beherrscht ist. Aus der Betrachtung der Idee der Sprache hat sich ergeben, daß die Flexionsmethode ausschließlich das reine Princip des Sprachbaus in sich bewahrt.¹⁾ Sie allein verleiht dem Worte vor dem Ohre und Geiste die wahre innere Festigkeit und synthetische Einheit. Sie allein wirft mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäß, auseinander und hält sie doch zugleich einheitlich zusammen. In ihr allein bewährt sich die synthetische Kraft, welche die Sprache bildet, in der höchsten Energie, und dies zeigt sich hell erkennbar an der Beschaffenheit des Verbum, der Conjunction, des Pronomen relativum. Sie allein endlich — wenn wir abermals ein historisches Motiv schon hier anticipirend hineinziehen dürfen — haucht einer Sprache ein fruchtbares und dauerndes Lebensprincip ein, indem eine solche zugleich von dem günstigsten Einfluß auf die geistige Entwicklung der Nationen ist. Und weiter. Nicht allein, daß sich zweifellos die Flexionsmethode als absolutes Princip der Sprache, an sich betrachtet, herausgestellt hat. Sondern es trifft sich auch, daß dieses Sprachideal realisiert ist. Zwar nämlich, daß ein vorhandener Sprachstamm, oder auch nur eine einzelne Sprache, in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, dies findet sich im Kreise unserer Erfahrung nicht, allein die Sanskritischen Sprachen (und ihnen zur Seite, wenn auch in niederem Grade, die Semitischen) nähern sich dieser Form am meisten und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat.²⁾

Dies festgestellt, schrumpft nun allerdings dasjenige, was uns bisher als Classification aller Sprachen erscheinen konnte, zu untergeordneter Bedeutung zusammen. Handelt es sich von einer wirklichen Eintheilung, so hat Humboldt zunächst nur die: Es giebt einige Sprachen, die sich der vollkommenen Sprachform im höchsten Grade nähern: der ganze Rest der Sprachen stellt ebensoviele Abweichungen von dem reinen, aus der wahren Intuition der Sprache

1) Einleitung S. 192.

2) Ebendas. S. 192, S. 307 — 308.

hervorgegangenen Princip dar.¹⁾ Anders ausgedrückt: die Sanskritischen Sprachen bieten einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen dar; diese übrigen streben nach denselben Endpunkten hin, erreichen aber dies Ziel nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege.²⁾ Es existirt — und Humboldt betont dies mit Nachdruck — „ein entschiedener Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäßiger und einer von jener reinen Gesetzmäßigkeit abweichenden Form.“ Diese Abweichungen, fügt er hinzu, können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein, und die in diesem Gebiete befangenen Sprachen „lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren.“³⁾ Bleibt es nun nichtsdestoweniger wahr, daß die Methode der Beziehungsbezeichnung und noch mehr die Methode der Satzbildung einen Maasstab für die Bestimmung ihres Verhältnisses zu dem reinen, durch eben dies Motiv gewonnenen Sprachprincip abgeben, so fragt es sich, welche Bedeutung nunmehr die obigen, gerade aus diesen Gesichtspunkten gewonnenen Eintheilungskategorien: Isolirung, Agglutination und Einverleibung gewinnen? Es sind, antwortet Humboldt, die flectirende sowohl wie die agglutinirende und einverleibende Form abstracte Kategorien. „Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich, und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist.“⁴⁾

Man sieht, es ist jene, in einem früheren Abschnitt von uns hervorgehobene Scheu vor aller Systematik und die damit zusammenhängende Vorliebe und schonende Rücksicht für das Besondere und Individuelle, was Humboldt dazu bringt, seine obigen Eintheilungsansätze wieder zu verschütten. Er ist ganz der Mann, die einzelnen besonderen Sprachen in ihrer Besonderheit aufzufassen und zu charakterisiren: er ist ganz und gar nicht der Mann, das gesammte Sprachgebiet principiell zu theilen und an einer solchen Eintheilung festzuhalten. Selbst jene obigen Eintheilungsansätze ge-

1) Einleitung S. 193.

2) Ebendas. S. 308.

3) Ebendas. S. 313.

4) Ebendas. S. 308.

langen ihm nur, weil er sie an bestimmten Sprachen charakterisiren konnte, und negativ lag eben darin der Grund, weshalb die Kategorie der Agglutination gegen die anderen sichtlich zu kurz kam. Ja, selbst die Aufstellung eines absoluten Maasstabes wäre ihm schwerlich von Statten gegangen, wenn er nicht in einem concreten Sprachstamm, dem Sanskritischen, eine Form gefunden hätte, welche mit der flectirenden sich gerade deshalb so fast vollständig deckte, weil er diese nur an jener entdeckt und charakterisirend abstrahirt hatte. Die Wahrheit ist, daß Alles, was als wirkliche Classification der Sprachen bei Humboldt bezeichnet werden kann, auf dem Zusammenfallen allgemeiner Kategorien mit individuellen, concreten Sprachen beruht. Soweit dies Zusammenfallen reicht, soweit geht Humboldt's Classificiren; weiter nicht.

Wie es sich nämlich trifft, daß die flectirende Form in den Sanskritischen Sprachen zu einer klassischen Erscheinung kömmt, so trifft es sich, daß auch noch eine andere von den „abstracten“ Sprachformen unmittelbar sich mit einer concreten Sprachform deckt. Es ist das dem Flexionsystem diametral gegenüberliegende System der Isolirung, welches einen beinahe ganz reinen Ausdruck in der Chinesischen Sprache findet. Dadurch nun, und dadurch allein, gewinnt Humboldt die Möglichkeit einer wirklichen Classification. Aus der Gesamtheit der nicht-sanskritischen Sprachen scheidet sich die Chinesische als ein für sich bestehendes Genus aus. Von ihr kann nicht einmal wie von den übrigen gesagt werden, daß sie zu der absoluten, der Flexionsform, hinstrebe. „Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so großes Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen: die chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verläßt, ihren Grundsatz bis zu Ende durch.“ Ihr Mangel schlägt so unmittelbar zu einer Tugend um. Je weniger äußere Grammatik sie besitzt, desto mehr innere. Denn sie zwingt den Geist, die grammatischen Beziehungen, für die es ihr an Lautbezeichnung fehlt, „auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken.“ Von dem Sanskritischen Sprachstamm demnach unterscheidet sie sich durch die entgegengesetzte Natur, von dem nicht-sanskritischen durch

die Consequenz und Regelmäßigkeit ihres abweichenden grammatischen Systems.¹⁾

Diese aparte Stellung des Chinesischen nun schmälert augenscheinlich in etwas die Geltung der Behauptung, daß die Flexionsform, d. i. die sanskritische Form die absolute Norm der Werthbestimmung der Sprachen sei. Denn streng an dieser Behauptung festgehalten, müßte das Chinesische ohne Weiteres für die unvollkommenste Sprache erklärt werden. Daß sie „als Sprache“ den sanskritischen und semitischen nachstehe, wird auch eingeräumt²⁾ und insoweit der normale Maasstab an ihr zur Geltung gebracht. Abgesehen jedoch von Rücksichten, auf die wir früher hingedeutet haben, ist es augenscheinlich der Begriff der „inneren Grammatik,“ d. h. die Unterscheidung von Geist und Sprache und das Zurückgreifen hinter die Sprache, welches Humboldt verbietet, jenen Maasstab vollständig und durchgreifend in Anwendung zu bringen. Auf der anderen Seite jedoch wird so allein eine concrete Classification ermöglicht. Und zwar folgendermaassen:

Es bilden auf diese Weise „die chinesische und die Sanskritsprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwicklung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich.“ Alle übrigen Sprachen liegen in der Mitte zwischen jenen beiden Endpunkten, „da alle sich entweder der chinesischen Entblößung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen oder der festen Anschließung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen.“ Sie streben sämtlich wahrer grammatischer Formung, d. h. dem sanskritischen Bau zu, und bilden insofern eine dritte große Classe. Allein doch nur auf ganz unbestimmte Weise. Denn was sie mit einander gemein haben, sind nur die negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren und keine Flexion zu besitzen.³⁾

1) Einleitung S. 329 ff. Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 331 ff.

2) Einleitung S. 331.

3) Einleitung S. 333 — 334; Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 331 — 332; Kawi-Sprache Bb. III. S. 524.

Savm, B. v. Humboldt.

Wenn nun aber hiermit für die ganze große Sprachmasse, welche dies dritte γένος ἀόριστον bildet, offenbar die Geltung der Flexion als absoluten Maassstabes wiedereintritt, so lehrt für sie auch die Frage nach einer weiteren Classificirung wieder. Es fragt sich, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen zu einander und zu der Normalform nicht wie stufenartige Erhebungen verhalten? ¹⁾ Aber die Antwort Humboldt's lautet wie sie im Wesentlichen schon vorher lautete. Er will durchaus der schlechte Trancheur nicht sein, der die Glieder zerbricht, statt sie zu zerlegen, wie sie gewachsen sind. Die concreten Formen der verschiedenen menschlichen Sprachen sind das lebendige Product des allen Nationen einwohnenden echten Sprachstrebens und der, theils in ihnen selbst, theils in den Umständen liegenden Hemmungen. Jede concrete Form enthält daher, sofern sie vom gesetzmässigen Bau abweicht, „immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil.“ In jenem negativen Theil „liesse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommeneren Sprachen liegt, erlaubt bei Weitem nicht immer so einfache Bestimmungen.“ Sind aber keine Stufen zu bestimmen, so ist auch „an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen zu verzweifeln“ — um so mehr, da bei dem dormaligen Zustande der Sprachkunde nicht einmal die äussere empirische Unterlage dafür ausreicht. Das Einzige, was sich leisten läßt, wäre eine Classification „zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an den Sprachen zum Eintheilungsgrunde annimmt.“ Am scheinbarsten würde eine solche Eintheilung dann sein, wenn man sein Augenmerk auf solche Punkte richtete, „die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhängen.“ Als einen solchen Punkt hörten wir oben bereits die Beschaffenheit des Verbum bezeichnen. Exemplificirend gleichsam unternimmt es daher Humboldt schliesslich, den eintheilenden und charakterisirenden Werth der Beschaffenheit des Verbum zu erproben. Dies Unternehmen jedoch schlägt ihm wesent-

1) Einleitung S. 334.

sich nur zu einer Einzelcharakteristik der Barmanischen Sprache aus. Sofern sich zugleich damit eine wirkliche Eintheilung ergibt, so versteht es sich, nach dem eben Gesagten, daß dieselbe weder erschöpfend noch ausschließend sein soll.¹⁾

Alles in Allem gefaßt. Wenn uns Jemand fragte, welches die Humboldt'sche Classification der Sprachen sei, so würden wir demselben zuerst sagen, daß Humboldt die Verschiedenheit der Sprachen gar nicht mit dem Interesse systematischer Eintheilung angesehen, sondern daß er nur aus der Idee der Sprache heraus ihre relativen Vorzüge zu schätzen und daher einen höchsten festen Vergleichungspunkt für sie alle zu finden gesucht habe. Diesen habe er in dem von der Flexion durch und durch beherrschten Sprachbau gefunden. Auf dem Wege dieses Suchens indeß hätten sich ihm als abstracte Anhaltspunkte für die Durchführung einer solchen Vergleichung allmählig vier Formen oder Methoden des Sprachverfahrens dargestellt. Nicht als Sprachklassen demnach, sondern als abstracte Formen, die sich bald reiner, bald unreiner, verschieden modificirt und verschieden gemischt in den concreten Sprachen wiederfänden, habe er — abweichend also von denen, die schon vor ihm diese Namen gebraucht — die isolirende, die flectirende, die agglutinirende und die einverleibende Sprachform aufgeführt. Zu einer eigentlichen Eintheilung der Sprachen endlich sei er erst dadurch fortgeschritten, daß er gefunden, wie die Sanskritsprache fast rein und unvollkommen die Flexionsform, die chinesische Sprache ebenso vollkommen die isolirende Sprachform darstelle. Nun erst habe sich das Bestreben, die relativen Vorzüge der verschiedenen Sprachen nach einer feststehenden höchsten Norm zu würdigen, mit der Tendenz einer Eintheilung der concreten, wirk-

1) Dies, dünkt uns, übersteht Steinthal, wenn er (Classification S. 52) sich durch die obigen Stellen zur Aufstellung eines Classificationsschema's berechtigt und darin (Entwickelung der Schrift S. 13) die „wahrhaft Humboldt'sche Classification“ dargestellt glaubt. Der ganze Versuch, den „κόσμος der Lautwelt“ in einem geschlossenen Schema darzustellen, verräth überdies nur, wie sehr der Verfasser von dem Begriffe des Organismus, d. h. von dem Einflusse der Hegel'schen Anschauungsweise beherrscht blieb. Wiesern wir dagegen Steinthal in seiner sonstigen Auffassung und Kritik der Humboldt'schen Ansicht über die Spracheintheilung beistimmen, erhellt aus dem Ganzen unserer Darstellung. Vgl. übrigens Einl. S. 334 — 338, 338 ff. und Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 332 — 333.

lichen Sprachen vermischt und es sei auf diese Weise zu der Bestimmung gekommen: die chinesische und die Sanskritsprache seien polar entgegengesetzte Punkte; zwischen diesen beiden Extremen gebe es keine rein organisirte, mit irgend einer abstracten Form zusammenfallende Sprache. Gemischt walte in dieser Mitte — einer Bastardklasse gleichsam — Isolirung, Agglutination, Flexion und Einverleibung. Dabei zeige sich im Ganzen ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu der Flexionsform. Allein diese Stufen zu fixiren, zu sichten, zu ordnen sei unmöglich. Alle in dieser Beziehung versuchte Bestimmung einer Rangordnung oder Gruppierung müsse nothwendig einseitig und von bloß relativer Richtigkeit sein. Du siehst — so würden wir den Fragenden entlassen, — nirgends ist das Resultat der Humboldt'schen Sprachuntersuchungen schwerer zu erfassen und weniger beruhigend als bei dem Capitel von der Classification der Sprachen. Aber keines zugleich ist für Humboldt selbst charakteristischer. Der scharfe Sinn für das Allgemeine ringt mit dem feinen Sinn für das Besondere. Die Eintheilungstendenz drängt sich wiederholt hervor, allein die übergroße Behutsamkeit, verbunden mit der Richtung auf das Individuelle trägt den Sieg davon und läßt die versuchte Eintheilung unvollendet stehen.

5.

Die Sprache und die Geschichte.

Dem ganzen Unternehmen aber, die verschiedenen Sprachen als verschiedene Stufen gelungener Sprachbildung anzusehn, läßt sich sofort noch eine ganz andere Seite abgewinnen. Sie sind das Werk der Nationen und der verschiedenen Geisteseseigenthümlichkeit derselben. Diese aber sind in die Zeit gestellt und haben eine historische Entwicklung. Das allgemein Menschliche greift nicht bloß als ideales Einheitsband über die Völkerunterschiede über, sondern es macht sich auch, bewußt sowohl wie bewußtlos, als eine geschichtliche Macht geltend. Jede einzelne Sprache hat eine Geschichte, welche die starre und absolute Scheidung derselben von anderen Sprachen vereitelt. Man kann in den Sprachen in rein idealer Auffassung ein stufenweis fortschreitendes Annähern an die menschlichste, der Idee der Sprache gemäße Sprachform verfolgen. Man kann und muß

nicht minder versuchen, dies Fortschreiten darauf anzusehn, wiewfern es sich zugleich als eine successiv geschichtliche Sprachentwicklung darstellt, oder, mit anderen Worten, wiewfern die Classification der Sprachen zugleich als Geschichte der Sprache erscheint.

Es versteht sich, daß ein Mann wie Humboldt von einer constructiven Identificirung jener idealen und dieser historischen Betrachtungsweise sehr weit entfernt war. Die letztere lag ihm überhaupt fern, und er zog sich je länger je mehr auf die erstere ausschließlich zurück. Wenn er in seinen frühesten linguistischen Abhandlungen in der Akademie diese historische Seite am stärksten hervortreten ließ, so schob er sie in der Einleitung zur Kawi-Sprache fast gänzlich zurück.¹⁾ Dennoch sind beide Anschauungsweisen, wie sie sich thatsächlich ergänzen, von Humboldt berücksichtigt worden; noch in der Einleitung ward er auf einen Punkt geführt, an dem er nicht vermeiden konnte, die ideale Rangordnung der Sprachen in zeitlich-historischer Projection zu betrachten, und wir sind deshalb verpflichtet, die Humboldt'schen Ansichten über dies ganze Verhältniß zusammenfassend darzustellen. Es wird nur abermals darauf ankommen, die dabei hervortretende Behutsamkeit und das Schwanken unseres Autor's nicht zu verwischen.

In den verschiedensten Wendungen zunächst spricht Humboldt selbst es aus, wie es schon aus dem Begriff der Sprache als ewig lebendiger Erzeugung folge, daß eine jede eine geschichtliche Entwicklung hat. Allen Sprachen gegenüber finden wir uns in eine „historische Mitte“ gestellt. Jede ist „wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmählig entwickelndes Unendliches.“ Nach rückwärts wie nach vorwärts enthält jede Sprache eine dunkle, unenthüllte Tiefe. In den Sprachen ebensowenig „als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, kann es einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein.“²⁾ Die Ursprünge dieser Geschichte der Sprachen nun sind uns unerforschlich. Nur bis auf eine gewisse Weite noch läßt sich die Vergangenheit der Sprachen erkennen; dann

1) S. namentlich Einleitung S. 17 und S. 334.

2) Ebendas. S. 211, S. 63, S. 188. 189.

schließt sich der unbekannte Reichthum, aus dem sie herfließen und läßt nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurück. Es giebt eine für uns erste, ursprüngliche Form derselben, hinter die wir um so weniger zurückbringen können, als der Kreis dieser Urformen geschlossen zu sein und in der Lage, in der wir die Entwicklung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können scheint. Es ist wahrscheinlich, daß dem Hervorbrechen neuer Sprachen eine bestimmte Epoche im Menschengeschlecht angewiesen war.¹⁾ „Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung,“ heißt es schön in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium, „daß man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem stuhenden Werden ihrer Formen überrascht hat.“ In diese Urgeschichte der Sprachen, die sofort mit den vorgeschichtlichen Revolutionen unserer Erdkugel verglichen wird, giebt es nur Einen Weg, einzudringen. Er ist analog den Versuchen der Geologie, die Urgeschichte der Schöpfung aufzuhellen. Aus dem allgemeinen Wesen des Menschen, aus der idealen Natur der Sprache wagt Humboldt hin und wieder mit der ihm eignen Vorsicht muthmaßende Schlüsse über jene ursprüngliche Organisationsepoche. Die Sprache ist Organismus. Sie kann insofern nicht anders als auf Einmal entstehen. Sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Nur so freilich, daß ihr Gesamtorganismus der Potenz nach mit dem ersten Worte gesetzt ist, nur so, daß er als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingte, nur so also, daß das wirkliche Hervorgehen der Sprache immerhin „gewiß nur nach und nach“ erfolgte.²⁾ Demzufolge nun nennt zwar einerseits Humboldt alles Bestimmen einer Zeitfolge in der Bildung der wesentlichen Bestandtheile der Rede ein Unding,³⁾ aber gleichzeitig darf er nichtsdestoweniger, ausgehend von der Natur der Verstandeshandlung, die er der genetischen Erklärung der Sprache unterbreitet,⁴⁾ einzelne Theile der Sprache für ursprünglicher als andere erklären. So weist er

1) Einleitung S. 63, S. 12.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 242, 243. 253.

3) Ueber die Verwandtschaft ic., a. a. D. S. 3.

4) S. oben S. 500. 501.

nach, wie der wesentliche Begriff der drei Personalpronomina durch die Natur der Sprache selbst gegeben, daß sie die ursprünglichen, weil nothwendigen Beziehungspunkte des Wirkens durch Sprache als solche bezeichnen, daß mithin das Pronomen sich nicht erst spät entwickelt haben könne, sondern ursprünglich da gewesen sein müsse.¹⁾ Er wiederholt dies in der „Einleitung.“²⁾ Die Bezeichnung der drei Personen mittelst des Schema von Raum, Zeit und Empfindungsgrad³⁾ wird für ursprünglich erklärt und hinzugefügt, daß sich an die Personenwörter unmittelbar die Präpositionen und Interjectionen angeschlossen haben dürften. Ja, er geht weiter. Mit Bopp objective und subjective Wurzeln unterscheidend, erklärt er die letzteren überhaupt, d. h. diejenigen, in denen der Ausdruck oder die Beziehung auf die gefühlte Persönlichkeit das Wesen der Bedeutung ausmacht, für ursprünglicher als die ersteren. Diese subjectiven Wurzeln „hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität: er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermaßen ausreichen; — er deutet daher — — auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin.“ Weiterhin endlich werden, als mit dem Subjectiven am nächsten zusammenhängend, an die innere Empfindung sich am unmittelbarsten anlehnend, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe für nicht minder primitiv erklärt. „Es liegt,“ heißt es, „in der Natur der Sprachentwicklung selbst, daß, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können.“⁴⁾

Vielleicht indes führen diese letzten Bestimmungen über den schlechthin ersten Organisationsproceß der Sprachen bereits hinaus. Zu wiederholten Malen nämlich läßt Humboldt diesen ununterscheidbar zusammenhängen mit einem weiteren erneuter und fortgesetzter Gährung. Er rückt den „Punkt vollendeter Organisation,“ den

1) Ueber die Verwandtschaft etc., S. 2. 3.

2) Daselbst S. 115.

3) Ueber die Kant'sche Grundlage dieser Bestimmungen s. oben S. 447. 448.

4) Einleitung S. 117. 119.

„Punkt der Reife,“ von welchem an die Sprachen „ihre einmal erreichte Form nicht mehr wesentlich ändern,“ die Grenze zwischen der Organisationsperiode und der Periode „feinerer Ausbildung“ bald mehr zurück, bald mehr vorwärts. Er will das Eine Mal nicht entscheiden, ob die Sprachen jenen Reifepunkt unmerklich und allmählig, oder gleichsam mit einem ersten Wurf erreichen;¹⁾ er sondert ein andermal das erste Werden des organischen Baues der Sprache von den Umänderungen durch fremde Beimischung, bis die Sprache wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelange, und bezeichnet demgemäß das Zusammenfließen mehrerer Mundarten als „eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen,“ — sofort aber fügt er hinzu, wie diese beiden Stadien der Sprachentstehung sich nicht mit Sicherheit von einander trennen ließen;²⁾ er erklärt es endlich, im Zusammenhang damit, für wahrscheinlich, daß keine Sprache zur vollendeten Bildung reif sei, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgegangen sei, „durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist.“³⁾

Wie unsicher und wechselnd aber auch diese Bestimmungen sind, indem bald mehr, bald weniger in die „Periode der Formenbildung“ hineingezogen wird, so bleibt doch darin Humboldt sich gleich, daß er von ihr als eine zweite Periode diejenige unterscheidet, in welcher „die innere und feinere Ausbildung der Sprache“ vor sich gehe. Der Punkt, welcher diese Periode von der früheren (oder, nach anderer Auffassung, von den beiden früheren) trennt, „ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet.“⁴⁾ Nur wenig modificirt, kehrt dieselbe Unterscheidung in der „Einkleitung“ wieder. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache als mit dem Zweck derselben be-

1) Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 349. 350.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 244. 246.

3) Ebendas. S. 254.

4) Ebendas. S. 246.

schäftigt. „Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andern anschließt.“ Allmählig, aber nach einem Gesetze. Wenn diese Krystallisation geendet ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, „es zu gebrauchen und sich hineinzubauen.“ Von einer andern Seite angesehen, stellt sich dieser Uebergang der nationalen Thätigkeit von der Sprache zu dem Gebrauch der Sprache als ein Ermatten des sprachschaffenden Triebes dar. Die Masse des im sprachlichen Bauen hervorgebrachten Stoffes wächst, und diese „nun auf den Geist zurückwirkende, äußere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbständige Einwirkung der Intelligenz.“¹⁾ Die Sprache beginnt nunmehr mit dem eigenthümlichen Volksgeist eine Laufbahn, „in der keiner beider Theile sich von dem andern unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andern erfreut.“ Diese zweite Periode ist die der litterarischen Thätigkeit der Nation und die vorbereitend dazu hinführende. Wie sich in der ersten Periode die Form, so entwickelt sich in dieser der Charakter der Sprachen.²⁾

Von dieser zweiten endlich unterscheidet Humboldt an einer Stelle der „Einleitung“ noch eine dritte Periode. Verfolgt man nämlich den Lebenslauf der Sprachen noch weiter, so kann man ein abermaliges Ermatten der Sprache beobachten. Wie der sprachliche Bildungstrieb, so kann weiterhin auch der die Formen gebrauchende und im Gebrauch sie verfeinernde und bereichernde Geist erschaffen. Es kann „in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser, in eigener Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt.“ In dieser Periode „welkt“ alsdann „die Blüthe des Charakters“ — bis etwa die Sprache durch den Genius einzelner großer Männer von diesem Ermatten wieder geweckt und emporgerrissen wird.³⁾

1) Einleitung S. 195 — 198.

2) Ebendaf. 196. 200 ff.; vergl. oben, S. 515 ff.

3) Ebendaf. S. 199. 200.

Alle Verschiedenheit der Form nun fällt, diese Periodisirung festgehalten, in die erste der drei bezeichneten Perioden. Für die Formunterschiede, die sich bisher nach einem idealen Maaßstabe gruppirten, gewinnen wir daher jetzt zugleich einen Spielraum zeitlicher Entwicklung, und es fragt sich daher, ob und wie weit die Verschiedenheit der Sprachen in ihrem Bau, nicht bloß naturhistorische, aus Verschiedenheit der nationalen Anlagen stammende, sondern zugleich historische, verschiedene Stufen des sprachlichen Bildungsprocesses bezeichnende sind? Es handelt sich — in dieser Form tritt die Frage bei Humboldt selbst in dem Schreiben an Rémusat¹⁾ auf — es handelt sich darum, die diametral entgegengesetzte Beschaffenheit des Chinesischen und des Sanskrit, sowie die jener dazwischen liegenden der sanskritischen Form zustrebenden Sprachen nach ihrem realen, historischen Ursprung zu erklären.

Zwar, daß dieser Versuch zeitlich-historischer Erklärung durchaus gelingen sollte, dies ist mit Nichten zu erwarten. Mit Nichten wird sich die ideale Stufenfolge der Sprachformen ohne Weiteres als zugleich historische fassen lassen. Mit Nichten wird sich demgemäß das Chinesische schlechtweg für die älteste, das Sanskrit für die jüngste Sprache erklären lassen. Es darf nie übersehen werden, daß die geistige Individualität eines Volkes vor der des anderen mit klarem und durchdringendem Sprachsinne begabt ist. Auch der verschiedenen Einwirkung äußerer Umstände wird Rechnung zu tragen sein. Derartige Umstände, wie Uebergänge einer Sprache in die andere, können hier der Sprachbildung einen schnelleren und höheren Schwung geben, während dort entgegengesetzte Einwirkungen Schuld sein können, daß die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortzuschleppen.²⁾ Gewiß daher darf man keinen allgemeinen Typus allmählig fortschreitender Sprachformung entwerfen. Was die Ursprachen America's und Nordasien's charakterisirt, braucht darum noch nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Allein andrerseits hieße es den naturgemäßen Weg menschlicher Entwicklung ignoriren und würde mit dem, was sich thatsächlich nachweisen läßt, streiten, wenn man schlechtweg alle Sprachverschiedenheit

1) Daselbst G. W. VII. 333.

2) Ueber das Entstehen etc., G. W. III. 286.

auf Verschiedenheit der ursprünglichen nationalen Anlagen reduciren wollte. Der naturgemäße Weg menschlicher Entwicklung verbietet das. Denn man stelle sich die Dinge nur natürlich vor, und man wird leicht die Schwierigkeit begreifen, daß jemals gleich bei Entstehung einer Sprache Flexion dagewesen sei. Einzelne reine grammatische Bezeichnungsarten können wohl aus einem dunklen Gefühl ursprünglich entstanden sein. Allein die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse verstatet ihnen nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl: jener Fälle mithin können nur sehr wenige gewesen sein. Die Thatsachen desgleichen führen auf dasselbe Resultat. Denn, sowie man eine Sprache genauer zu analysiren versucht, so zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Silben auf allen Seiten und widerlegt somit die Meinung von der durchgängigen Ursprünglichkeit wahrer Flexion. Es muß daher ein allgemeines Werden höherer sprachlicher Formalität statuirt werden. Mehr als das. Für diese historische, ganz wie für die ideale Betrachtung, bildet die höchste Sprachform einen festen Punkt. Nach diesem werden sich andere, gleich feste bestimmen lassen. Jene allmähliche Entwicklung des Sprachvermögens wird also an sicheren Zeichen erkennbar sein: es werden sich bestimmte zeitliche Stufen an derselben unterscheiden lassen.¹⁾

Ganz im Allgemeinen zuerst. Das ganze Streben der Sprache ist formal. Ursprünglich nun wird die Sprache noch mangelhaft in der Herrschaft der Form sein, auch das Grammatische, wo es nicht geradezu fehlt, wird stoffartig sein. Bei weiterem Fortschreiten alsbald weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, aber die Grammatik tritt noch immer erst im Fall des Bedürfnisses auf, sie waltet und herrscht noch nicht in der Sprache. Eine höhere und höchste Stufe folgt. Kein Element wird mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ist ganz in der Rede besiegt. Es ist die Stufe, welche nur die gebildetsten Sprachen erreichen.²⁾

Näher jedoch und genauer. Es giebt nach der Darstellung in dem Aufsatz „Ueber das Entstehen ic.“³⁾ vier Stufen des

1) Ueber das Entstehen ic., G. W. III. 270 ff.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 255. 256.

3) Dasselbst S. 296. 297.

allmäligen Fortschreitens zu grammatischer Formalität. „Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden. Sie sucht aber das Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung und durch auf Verhältniß und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen. So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.“ Zweitens. „Dies Hilfsmittel wird in gewisse Regelmäßigkeit gebracht, die Wortstellung wird stätig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut. So geschieht auf der zweiten Stufe die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.“ Drittens. „Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins. So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.“ Endlich viertens. „Die Formalität dringt durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil und hat nicht bloß lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen. So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter.“

Sucht man sich nun Rechenschaft über das Verhältniß dieser zeitlichen Stufenfolge zu der idealen zu geben, so würde im Allgemeinen die isolirende und die einverleibende Form mit den beiden untersten, die agglutinirende mit der dritten Stufe zusammenfallen; nicht bloß ungefähr, sondern vollständig würde sich die Flexionsform mit der höchsten Stufe decken. Wie aber diese vier Formen von Humboldt selbst als abstracte bezeichnet werden, so ist weniger von ihnen als von den concreten Sprachformen und Classen zu erwarten, daß sie — soweit dies überhaupt möglich ist — sich zugleich als historische Stufen werden fassen und erklären lassen. Die ideale Stufenfolge nähert sich natürlich der historischen um so mehr, je

concreter beide gefaßt werden. Es bleibt uns die Vorführung einer dritten Darstellung der sprachlichen Entwicklungsgeschichte übrig, in welcher sich, eben dieser concreten Fassung wegen, die ideale und die factische Aufeinanderfolge der Sprachformen am meisten in ein ausgeglichenes Verhältniß gesetzt hat. Es ist diejenige, die sich in dem Schreiben an Rémusat findet. Wir dürfen sie jedoch in einzelnen Zügen aus den mehrerwähnten akademischen Abhandlungen ergänzen.

Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch nämlich verfolgt eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen und trägt dies in die Sprache über.¹⁾ Er stellt jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht blos in den zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen dar — wie z. B. wenn in der Sprache der Abiponen das Pronomen der dritten Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend oder herumgehend gedacht wird.²⁾ Es hängt dies damit zusammen, daß in dieser frühesten Periode der Redende die Formen in jedem Augenblick mehr selbst bildet, als sich der vorhandenen bedient. Hierzu kommt, daß der Mensch auf dieser Stufe gleichsam verschwenderisch mit den Worten ist; er wiederholt, was schon gesagt ist; er läßt Töne einfließen, die weniger einen Gedanken, als eine Regung seiner Seele ausdrücken.³⁾ Gewisse Nationen endlich, auf diesem Bildungsstadium, haben „die Sitte“ — so sagt Humboldt im Jahre 1822 — „ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schooß des Verbum aufzunehmen.“

Aus diesen Anfängen heraus nun, wie sie in der chinesischen Sprache noch zum Theil, in den Sprachen mit Einverleibung und anderweitiger unechter Formalität noch im großen Umfange sichtbar sind, — aus diesen Anfängen heraus haben sich mehr oder weniger alle Sprachen zu bald größerer bald geringerer Vollendung emporgelbildet. Der Fortschritt besteht darin, daß theils überflüssige Formen fallen gelassen werden, theils die ursprünglich nebensächliche

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 256.

2) Ueber das Entstehen ic., G. W. III. 292; Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 334.

3) Ebenbas. in beiden genannten Aufsätzen.

Besonderheiten bezeichnenden Wörter und Formen zum Ausdruck nothwendiger grammatischer Beziehungen verdichtet und geläutert werden. Grammatische Wörter werden zu Affixen, Affixe werden endlich zu wirklichen Flexionen.¹⁾

Unzweifelhaft ist dies der Entwicklungsgang, welchen die Sprachen genommen haben, die entweder ganz flexionslos sind oder deren Flexionsystem wenigstens unvollständig und fehlerhaft ist. Es sind die Sprachen jener großen Mittelgruppe zwischen dem Chinesischen und dem Sanskrit, in denen uns verschiedene Stufen des Processes von jenen Anfängen an bis zur wirklichen Flexion erhalten sind.²⁾

Nur zum Theil anders verhält es sich mit den vollkommenen Flexions Sprachen. Auch sie werden größtentheils von denselben Anfängen ausgegangen sein. Die Verallgemeinerung der ursprünglich ganz particulären Beziehungen, die Verdrängung der überflüssigen ist hier nur vollständiger durchgedrungen, diese Beziehungen sind endlich organisch mit den Grundwörtern verschmolzen, die zunächst nur angefügten grammatischen Verhältnißbezeichnungen sind mit den Begriffsbezeichnungen zu einem untrennbaren Ganzen zusammengewachsen u. s. w. So größtentheils. Nur wird man daneben auch die Ursprünglichkeit wahrhaft grammatischer Formen nicht in Abrede stellen dürfen. Es ist das vollständigere Gelingen der Umwandlung bloßer Analogien grammatischer Formen in wirkliche grammatische Formen eine Folge der glücklicheren Sprachanlage einzelner Völker. Eben diese glücklichere Begabung wird im Einzelnen auch ursprünglich und im ersten Wurf wahre Flexion geschaffen haben.³⁾

Wieder anders endlich ist der Fall mit dem Chinesischen. Auch diese Sprache, flexionslos wie sie ist, muß angefangen haben wie alle übrigen Sprachen, die in der gleichen Lage sind und in denen Wörter, welche von Hause aus Bezeichnungen accessorischer Nebenbeziehungen waren, allmählig zum Ausdruck grammatischer Formen geworden sind. Allein der Fortschritt, welchen die anderen

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354.

2) Ebendas. S. 335.

3) Ebendas. S. 335 — 338.

Sprachen von da aus gemacht, ist im Chinesischen nicht gemacht worden. Es ist diese Sprache nicht wie jene dazu fortgegangen, ihre grammatischen Wörter in Affixe zu verwandeln, um aus diesen Affixen endlich Flexion zu machen. Irgend welche Ursache scheint das Chinesische von dem allgemeinen Gange der übrigen Sprachen abgelenkt und es in eine ihm allein eigne Bahn gedrängt zu haben. Der phonetische Theil der Sprache, so entwickelt dann Humboldt weiter, mag die Hauptschuld daran haben. Diese lautliche Armuth mag sich verbunden haben mit der intellectuellen Trockenheit des chinesischen Geistes, und so mag aus dem Zusammenwirken dieser Ursachen, unter dem hinzutretenden Einfluß der chinesischen Schrift, jene eigenthümliche Unvollkommenheit der Sprache entstanden sein, welche nachher durch ein glückliches Talent methodischer Bearbeitung der Ideen halb und halb in einen Vorzug verwandelt wurde.¹⁾

Erscheint nun so die Humboldt'sche Gruppierung der concreten Sprachformen fast genau in dem Spiegelbilde der historischen Genesis der Sprachen wieder, so eröffnet sich schließlich für dies Verhältniß der inneren zu der zeitlich-äußeren Stufenfolge der Sprachen noch eine andere Perspective. Die bisherige Darlegung des Successiven in der Sprachbildung ging wesentlich von der innern oder intellectuellen Seite der Sprache aus. Man kann aber auch von der lautlichen Seite ausgehen. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man die Sprachen in ein- und mehrsilbige unterschieden, und von ihm aus präsentirt sich für Humboldt der historische Entwicklungsgang der Sprache, den wir bis hieher als Aufsteigen zu größerer Herrschaft der Form und als Fortschreiten von Bezeichnung des Zufälligen und Besonderen zur Bezeichnung des Nothwendigen und Gedankenmäßigen kennen gelernt haben, zugleich als Uebergang von Einfilbigkeit zu Mehrfilbigkeit. Der letzte Paragraph der „Einführung zur Kawi-Sprache“ ist es, der ausschließlich sich mit diesem Thema beschäftigt.

Die Einfilbigkeit nämlich ist lediglich ein Uebergangszustand, aus welchem sich die mehrsilbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben. Alle Sprachen gehen von einfilbigem Wurzelbau aus, gelangen aber durch Zusammensetzung, Anfügung und Flexion

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354 ff.

zur Mehrsilbigkeit. Denn auf die Ursprünglichkeit der Einsilbigkeit führt die historische Untersuchung mittelst sorgfältig angestellter Sprachergliederung. Ebendahin führt die Natur der Sache selbst. „Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äußeres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entstanden, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne daß dadurch der Grundsatz der Einsilbigkeit beeinträchtigt würde.“¹⁾ Der Fortgang aber zur Mehrsilbigkeit sofort geht Hand in Hand mit dem Fortgang der Sprachen zu reinerer Formalität. In dem Silbenumfang, verbunden mit der Art und Weise der Aneinanderreihung der Silben, stellt sich noch einmal die Berechtigung dar, das Chinesische und das Sanskrit als zwei Pole, die übrigen Sprachen als zwischen beiden vermittelnde Zwischenstufen zu fassen.²⁾ Das Chinesische zunächst erscheint auch in dieser Beziehung als diejenige Sprache, welche gleichsam stehen geblieben, den Weg der übrigen Sprachen nicht mitgemacht hat. Obgleich nicht ohne Zusammensetzung, ist diese Sprache doch ohne wahre Mehrsilbigkeit. Ihre innere Natur, der Mangel aller Flexion, verbunden mit ihrer phonetischen Eigenthümlichkeit, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Silblaute getrennt zu erhalten, hält sie bei der Einsilbigkeit fest. Das Sanskrit und das Semitische, d. h. die echten Flexions Sprachen, dem gegenüber, schreiten am vollständigsten zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sie schreiten dazu fort, d. h. auch sie sind von ursprünglich einsilbigen Wurzeln ausgegangen: nur daß daneben ursprünglich zweisilbige Wurzeln in ihnen ebensowenig wie ursprüngliche Flexion wird gelängnet werden dürfen. Denn hier abermals kommt neben dem natürlichen Wirken der Zeit die eigenthümliche Kraft der mit Flexionsinn begabten Nationen in Anschlag. Sehr möglich daher, daß

1) Einleitung S. 386.

2) Einleitung S. 425 vgl. Lettre à Mr. Jaquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique G. W. VII. 419.

bei diesen Nationen Zusammensetzung oder vielmehr Vereinigung zweier Eindrücke schon im Geiste desjenigen lag, der ein Wort zum ersten Mal aussprach. Vereinigung vielmehr als Zusammensetzung; denn auch sofern diese Sprachen zur Mehrsilbigkeit erst fortschreiten, schreiten sie zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sowohl äußerlich wie innerlich nämlich wirken hier die entgegengesetzten Eigenschaften als bei'm Chinesischen. Gefallen an Wohlklang und Streben nach rhythmischen Verhältnissen wirkt zusammen mit der Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen. Die Flexionsbegabung, mit einem Worte, bringt wahre, von äußerlicher sowohl wie von echter Zusammensetzung unterschiedene Mehrsilbigkeit im Laufe der Zeit zu Stande. Ist aber dies die Geschichte des semitischen und des Sanskritstammes, so nähert sich derselben endlich drittens in verschiedenem Grade die der mittleren Sprachgruppe. Auch diese Sprachen — Humboldt geht insbesondre die Barmanische und die Malaiische durch — gehen von einsilbigem Bau aus und schreiten zu mehrsilbigem fort; sie überschreiten den Standpunkt des Chinesischen, ohne das Ziel der echten Flexionsprachen zu erreichen. Sie bleiben auf dem Zwischenstadium der Zusammensetzung und der Agglutination bis zu theilweiser Flexion stehen. Die Mehrheit der Silben fällt nur unvollkommen mit Einheit des Wortes zusammen. Und endlich, während sie in der Verschmelzung der Silben zur Einheit minder glücklich sind, so reihen sie oft eine größere Anzahl derselben unrythmisch an einander, indeß das vollendete Einheitsstreben der wahren Flexionsprachen wenigere harmonisch zusammenschließt.

Um Alles schließlich zusammenzufassen: Die zeitlos aufgefaßte Gruppierung und Stufenfolge der Sprachen ist im Ganzen und Großen identisch mit der Geschichte der Sprachentwicklung, und diese Geschichte wiederum ist im Ganzen und Großen dieselbe, wenn man sie nach innerlichen Momenten betrachtet, und dieselbe, wenn man auf den Umfang und die Behandlung der Silbenzahl achtet.

Nicht erschöpft freilich ist mit alle dem die ganze Bedeutung, welche für Humboldt das Walten der Geschichte innerhalb der Sprache selbst hat. Wenn dies Walten vorzugsweise in die Organisationsperiode der Sprachen — nach der weiteren Fassung dieser Periode — fällt, so läßt sich ja dieselbe an der Bildung der romanischen, der

neugriechischen, der englischen Sprache nicht bloß durch Conjectur, sondern sogar geschichtlich verfolgen,¹⁾ und eine Reihe neuer und besonderer Erscheinungen drängt sich dabei der Beobachtung auf.²⁾ Es drängt sich der Unterschied auf „zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwicklung aus einander fortsproießen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äußerer Umstände erheben.“³⁾ Die Erscheinung ferner zeigt sich, wie bei der Entstehung jener Abkömmlinge der klassischen Sprachen zwar „die Formen,“ wie Humboldt sagt, aber nicht „die Form“ derselben sank, „die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoß.“⁴⁾ Die Nothwendigkeit endlich wird klar, daß diese neuen Sprachen, um neue zu sein, von dem Geist der Völker, die sie schufen, ein „verändertes Einheitsprincip,“ eine individuelle „Urform zu neuer Krystallisation“ empfangen mußten.⁵⁾

Weiter jedoch ist dies Walten der Geschichte nicht bloß auf die Organisationsperiode beschränkt, sondern auch die Ausbildung und Verfeinerung der Sprache in ihrer zweiten Periode wird ein Gegenstand der historischen Aufmerksamkeit. Es ist einmal wiederum das Schicksal der Form, und es ist zweitens die Entwicklung des Charakters der Sprache, was in dieser Periode das Interesse auf sich zieht. In ersterer Beziehung hebt die Humboldt'sche „Einleitung“ die Thatsache hervor, daß der Flexionsreichthum der Sprachen abnimmt, sobald sie aus der Gährung ihrer ersten Formation in die Periode ihres Gebrauchs hinübertreten. Grammatische Wörter werden an die Stelle echter Formen gesetzt, und wahre Flexions Sprachen können sich dadurch im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz ver-

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 246.

2) Ueber das Entstehen etc., G. W. III. 306.

3) Einleitung S. 300.

4) Ebendaß. S. 295.

5) Ebendaß. S. 297.; vergl. über Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240. überhaupt aber §. 21. der Einleitung. Die Reihe treffender Bemerkungen, welche hier der weiteren Auseinandersetzung dieser Erscheinungen gewidmet werden, kann in unserer nur auf das Allgemeine gerichteten Darstellung nicht flüchtig einen Platz erhalten.

schiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Statt des Gefallens an der Bildung des geistigen Werkzeugs nämlich waltet nunmehr „der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie, an sünreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Silbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfswörter und Präpositionen auf.“ Es ist dies eine Affection der Form, welche als solche, positiv betrachtet, zugleich den Charakter der Sprache mitberührt.¹⁾ Was aber diesen insbesondere betrifft, so ist er seiner Natur nach noch viel schwerer zu ergreifen als die Form. Er ist nicht die Sprache selbst, sondern die gebrauchte Sprache. Er ist nichts anderes als der Charakter der Nation, sofern er durch die Sprache durchschimmert oder wie ein Hauch dieselbe umschwebt. Die Sprachen nach ihrem Charakter gruppieren und schildern, heißt die Nationen charakterisieren. Wenn daher Humboldt, in Beziehung auf den Charakter der Sprachen, auf den Unterschied als den eigentlich entscheidenden aufmerksam macht, daß in den einen die Richtung nach dem Innern des Gemüths, in den andern nach der äußeren Wirksamkeit vorherrsche,²⁾ so ist dieser Unterschied überwiegend ein Unterschied der nationalen Eigenthümlichkeit. Die Geschichte aber vollends der Charakterentwicklung der Sprachen führt über die Grenzen der Linguistik hinaus. Sie fällt wesentlich zusammen mit der Literaturgeschichte. Die „Einleitung“ ist reich an allgemeinen Gesichtspunkten für diese. Sie skizzirt das Entstehen der Literatur. Sie macht aufmerksam auf die zwiefache Gestalt, welche die Sprache dadurch erhält, daß sie in die Hände der Lehrer und Dichter des Volks kommt, dem sich dieses nach und nach mit volksthümlichem Gebrauch der Sprache gegenüberstellt. Sie schildert den Einfluß, welchen die eigentlichen Grammatiker auf die Sprache auszuüben im Stande sind. Sie entwickelt in meisterhaften Zügen das Hervorbrechen von Prosa und Poesie. Sie geht ein auf die Verwandtschaft und die Differenz dieser beiden. Sie stellt dem red-

1) Einleitung S. 289 — 293.

2) Ebendas. S. 214.

nerischen den wissenschaftlichen Gebrauch der Prosa gegenüber und charakterisirt die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus dieser entwickelnden Gelehrsamkeit. Sie hebt endlich die Bedeutung des eintretenden Gebrauches der Schrift für die Literatur hervor und knüpft an diese Epoche die Unterscheidung einer früheren natürlichen und einer späteren kunstvolleren Dichtung an.¹⁾

6.

Begriff und Ziel der Sprachwissenschaft. Zusammenhang mit der
Geschichtsphilosophie.

Nicht jedoch im Sinne Humboldt's überschreiten diese Erörterungen die Grenzen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Auf dem tiefen Grunde, den er gelegt hat, erhebt sich diese Wissenschaft zu stolzer Höhe.

Natürlich daß vor Allem das vergleichende Sprachstudium von äußerlichen Beziehungen schlechterdings zu emancipiren ist. Es ist ein, „seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragendes Studium.“ Es muß „um seiner selbst willen bearbeitet werden.“ Gerade durch diese selbständige Behandlung jedoch dient es, wie alle echte Wissenschaft, dem Einen und höchsten Zweck, „daß die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältniß zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich.“²⁾

Weiteres Licht sofort erhalten diese Bestimmungen über die Würde des Sprachstudiums durch die Auseinandersetzungen über Umfang und Ziel desselben.

Nach den beiden Hauptepochen zunächst, die sich in dem geschichtlichen Dasein der Sprachen unterscheiden lassen, zerfällt auch das vergleichende Sprachstudium in zwei Theile. Die Sprachen bilden in einer ersten Periode ihren Organismus. Die Sprachen erfahren innerhalb ihres fertigen Organismus in einer zweiten Periode eine fortdauernde feinere Ausbildung. Der Eine Theil des

1) Einleitung S. 198. 199 und S. 230 — 251.; vergl. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 265.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium G. W. III. 241. Ueber den Dualis. G. W. VI. 564.

Sprachstudiums demnach hat es mit der Untersuchung des Organismus der Sprachen, der andere mit der Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung zu thun. Jener hat sich wesentlich mit der Form, dieser vorzugsweise mit dem Charakter der Sprachen zu beschäftigen. Jener fordert so weit als möglich fortgesetzte Vergleichung, dieser Isoliren auf dieselbe Sprache und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, jener daher vorzugsweise Ausdehnung, dieser vorzugsweise Tiefe der Forschung.¹⁾

Näher ist der erste dieser beiden Theile von wesentlich naturhistorischem Charakter. Denn der Organismus der Sprachen gehört zur „Physiologie des intellectuellen Menschen.“ Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gesamtgebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen.²⁾ Die verschiedenen Sprachen sind als ebensoviele Naturspecies anzusehen. Es gilt dabei, die Oberflächlichkeit bisheriger Sprachvergleichung und deren fragmentarisches Verfahren zu vermeiden. Auch die Mundart der rohsten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden; als ein organisches Wesen muß sie auch als solches behandelt werden.³⁾ Humboldt hat das lebhafteste Bewußtsein, durch die Feststellung der Begriffe: Form und Princip der Sprachen, und durch die eingehende Analyse des Sprachverfahrens die Punkte sicher bezeichnet zu haben, zu denen die Sprachzergliederung sich erheben könne, und ebendamit für die Sprachvergleichung neue, bisher unbetretene Bahnen eröffnet zu haben.⁴⁾ Zur Vollständigkeit dieser ganzen Untersuchung aber fordert er Zweierlei. Es ist einmal jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle in ihr aufzufindenden Analogien sind zu verfolgen und systematisch zu ordnen —: die vergleichende Sprachkunde erfordert Monographien ganzer Sprachen. Aber nicht bloß der Länge nach, sondern auch der Breite nach sind die Fäden des Zusammenhanges des Sprachbau's aufzusuchen;

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 247. 248.

2) Ebendas. S. 248.

3) Ebendas. S. 249.

4) Einleitung S. 191. 192.

einzelne Theile dieses Baues, einzelne Wörter und Wörterklassen und dann wieder einzelne grammatische Formen sind durch alle Sprachen hindurchzuverfolgen: — die vergleichende Sprachkunde erfordert zweitens Monographien einzelner Glieder gleichsam und Organe des Sprachbau's. Erst durch Beides zusammen aber würde der physiologische Theil der Sprachwissenschaft sich vollenden; erst diese doppelte Arbeit könnte dazu führen, „einen Abriß der menschlichen Sprache als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Gesetze und Annahmen, und der Möglichkeit ihrer Zulassungen zu entwerfen.“¹⁾

Man könnte nun versuchen, auch den zweiten Theil der allgemeinen Sprachwissenschaft nach den von Humboldt gegebenen Andeutungen für sich zu betrachten. Offenbar, daß derselbe von vorwiegend historischem Charakter ist. Die Untersuchung der Sprachen im Zustande höherer Ausbildung, die Untersuchung des sprachlichen Charakters, führt zum Erkennen ihrer Angemessenheit zur Erreichung aller menschlichen Zwecke. Die Verschiedenheit der Sprachen ist daher für diese Art der Betrachtung nicht sowohl eine naturhistorische als eine „intellectuell=teleologische“ Erscheinung.²⁾ Vollständig lassen sich Untersuchungen dieser Art nur bei den höher gebildeten Sprachen und nur da anstellen, wo Nationen in einer Literatur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Hier ist es daher, wo die im engeren Sinn so genannte Philologie in ihrem Unterschied von und zugleich ihrer Beziehung zur Linguistik eintritt. Es ist der charakteristische Gesichtspunkt jener, die Rücksicht auf die Literatur in den Vordergrund zu stellen. Die Linguistik bedarf daher der Philologie. Derjenige Theil der Sprachforschung, den man in der eben versuchten Weise von dem rein physiologischen als einen besonderen abcheiden könnte, muß sich durchweg auf die philologische Behandlung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler stützen.³⁾

Allein die Wahrheit ist, daß diese Scheidung ungenau und un-

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 250. Ueber den Dualis, VI. 562. ff. 585.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 247. 248.

3) Ebendas. S. 251; Einleitung S. 206. 207.

durchführbar ist. Im Organismus einer Sprache liegt der Keim zu ihrer feineren Ausbildung. Der Sprachcharakter entwickelt sich auf dem Grunde der Sprachform. Schon auf die Bildung der Form übt die Geschichte einen Einfluß; noch in der Bildung des Charakters ist die naturhistorische Verschiedenheit der Nationen bemerkbar. Auch im Zustande der Cultur hören die Sprachen nicht auf, naturhistorische Erscheinungen zu sein; schon von Hause aus ist ihre Verschiedenheit zugleich eine „intellectuell-teleologische“ Erscheinung. Unmöglich daher, jene beiden Theile des vergleichenden Sprachstudiums von einander zu isoliren. Man kann den Charakter nicht ohne die Form und man darf die Form nicht ohne Rücksicht auf den Charakter der Sprache studiren. Die physiologische muß mit der historischen Betrachtung Hand in Hand gehn. Stets muß dies Doppelte dem Sprachforscher vorschweben, einmal, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und sodann, wie die verschiedenen Sprachen sich zu dem Ideengebiet und den ideellen Zwecken der Menschheit verhalten, einmal, wie die Individualität der Nation auf die Sprache und dann wieder wie die Sprache auf sie zurückwirkte. Der ganze Weg unterliegt seiner Betrachtung, auf dem die Sprache vom Geiste ausgeht und auf den Geist wieder einwirkt. Das Studium der Grammatik und des Lexikon darf nicht von dem der Literatur getrennt, und noch in den höchsten Werken der Sprache muß die Wirkung des sprachlichen Organismus erkannt und geachtet werden. Die feinsten Elemente und die höchsten, geistigsten Producte der Sprache müssen gleichmäßig beachtet, der Ursprung endlich und die Vollendung der Sprachen zusammengekommen werden.¹⁾

Bei dieser Verbindung aber der beiden Theile des vergleichenden Sprachstudiums enthält doch der letztere den eigentlichen Schlüssel für die höhere Bedeutung der ganzen Wissenschaft. Es ist die Betrachtung der Sprachverschiedenheit als „intellectuell-teleologischer“ Erscheinung, von wo aus die allgemeine Sprachwissenschaft eine höhere Weihe empfängt, wo ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst liegt. Sie ist wesentlich eine historische Wissen-

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, S. 267. Ueber den Zusammenhang etc., S. W. VI. 428 u. A.

schaft. Wie es die Aufgabe des Historikers überhaupt ist, daß er das Streben der die Geschichte durchwaltenden Ideen darstelle, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen, so ist es das Geschäft des Sprachforschers, das Streben darzustellen, nach welchem die Idee der Sprachvollendung sich zu realisiren sucht.¹⁾ Mehr jedoch als das. Der höchste Gesichtspunkt für das Sprachstudium ist vielmehr ein geschichtsphilosophischer. Dies Studium, historisch wie es ist, reiht sich ein in die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt;²⁾ es hat „den Zusammenhang der Sprache mit dem Culturzustande und der Geistes-eigenthümlichkeit der einzelnen Nationen aufzusuchen;“ es hat beständig „den Gang der geistigen Bildung des Menschengeschlechts im Auge zu behalten und darin seinen eigentlichen Zweck zu suchen;“³⁾ es hat die Sprachverschiedenheit nicht blos als eine Verschiedenheit von Schällen, sondern als eine Verschiedenheit von Weltansichten, als ein „nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Idengebietes“ anzusehn, als ein „Behikel“ somit „einer reicheren Mannigfaltigkeit und größeren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts.“⁴⁾ Denn dies, in der That, die immer völliger Herbeiführung menschlicher Verbindung des gesammten Geschlechts, die Idee des Humanismus, ist nach Humboldt diejenige Idee, welche durch die ganze Geschichte hindurch am meisten sichtbar ist und am meisten die Bervollkommnung unsrer Gattung beweist.⁵⁾ Gerade ihrer Realisirung aber arbeitet die Sprache helfend entgegen, indem sie „mehr als sonst etwas im Menschen das ganze Geschlecht umschlingt,“ und wunderbar die nationale wie die individuelle Besonderheit mit dem allgemein Menschlichen zusammenknüpft.

1) Ueber die Aufgabe etc., G. W. I. 24. Einleitung S. 11.

2) Ueber den Dualis, G. W. VI. 564.

3) Ueber den Zusammenhang etc., G. W. VI. 428; vergl. Ueber die Verwandtschaft etc., a. a. O. S. 1.

4) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 247.

5) Kawi-Sprache, Bb. III. S. 426.

Und dennoch nicht in diesem teleologischen Gesichtspunkt liegt bereits der letzte und wahrste Grund des Zusammenhangs zwischen Sprache und Geschichte, zwischen Sprachwissenschaft und Geschichtsphilosophie. Wiederholt vielmehr polemisiert Humboldt gegen jede im strengeren Sinn teleologische Geschichtsansicht, indem sie alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der in der Geschichte thätigen Kräfte störe und verfälsche. Immer wieder lenkt er in diesem Punkte von den Kant'schen Anschauungen hinweg und nähert sich dagegen den Herder'schen. Die Betrachtung der Geschichte nach Endursachen widerstrebt seiner Abneigung gegen alles Systematische und Constructive. Sie widerstrebt ebenso seiner Schätzung des individuell-Lebendigen. Nur in dem Individuellen kann er sich eine freie Zwecksetzung denken: er scheut davor zurück, sie mit dem Begriff eines idealen Ganzen zu verbinden. Statt von Zwecken, welche am Ziele der Weltgeschichte stehen, spricht er von Ideen und Kräften, die sich im Laufe derselben zu verwirklichen und zu manifestiren streben. „Alle Geschichte,“ heißt es in dem Aufsatz über die Aufgabe des Geschichtschreibers, „ist nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel, und so gelangt man, indem man sich blos in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt.“ Eine Anschauung, die der Aristotelischen von der Identität von αἰτία, εἶδος und τέλος auf der einen Seite ganz nahe steht, auf der anderen sie geradezu umkehrt. Ein Unterschied, wie wir denken, welcher von echt Humboldt'scher Feinheit und kaum zu halten, darum jedoch nicht weniger für Humboldt selbst von entscheidender Wichtigkeit ist. Mit Nachdruck macht er abermals im dritten Paragraphen der „Einleitung“ auf diesen Unterschied aufmerksam. In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte mache sich ein Fortschreiten bemerklich. Es zeige sich eine immer wachsende „Vermenschlichung“ und eben damit eine nicht zu verkennende „Planmäßigkeit.“ Allein sofort wird eingelenkt. Kein System der Zwecke soll damit aufgestellt sein. Nicht vorausgesetzt darf jene Planmäßigkeit werden. Ihre Erscheinung führt vielmehr zurück auf eine selbständige und ursprüngliche Ursache, auf eine Kraft, eine Idee, „ein inneres sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip.“

Dieser Grundansicht gemäß nun, „welche nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht,“ formulirt sich der Hauptsatz der Humboldt'schen Geschichtsphilosophie. Sie ist am Schlusse seines schriftstellerischen Lebens wie sie am Anfang desselben war, in der Einleitung zur Kawi-Sprache, wie wir sie im Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit fanden.¹⁾ Die letzte Idee, als deren Realisirung die Weltgeschichte sich darstellt, ist „die verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft.“ An diesen Gesichtspunkt daher knüpft sich als an den wahrhaft höchsten die Sprachwissenschaft an. Die Idee der Sprachvollendung ist nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit der menschlichen Geisteskraft zu behandeln. Denn in dieser wurzelt die Sprache. Die Sprache „ist eine der Seiten, von welchen aus die menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt.“ Sie ist „das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniß und zur Aeußerung gelangt.“ Sie ist „tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar.“²⁾ Ja, Eins hat sie vor allen übrigen Erscheinungsformen der menschlichen Geisteskraft, vor den Rechtsanschauungen und Staatsbildungen der Nationen, vor Wissenschaft und Kunst, Sitten, Werken und Thaten derselben voraus. Von allen Offenbarungen des menschlichen Geistes nämlich ist sie die unbedingt erste. Vor ihr kam nichts Menschliches im Menschen gedacht werden, sie ist die primitivste Emanation seiner Natur. Es giebt eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie die geistige Entwicklung nicht blos begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Sie ist die erste nothwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Scheinbar also den übrigen Offenbarungen der menschlichen Geisteskraft zur Seite stehend, geht sie vielmehr allen sowohl zeitlich wie innerlich voran. Es besteht eben deshalb ein nothwendiger Zusammenhang zwischen ihr und dem

1) Vergl. oben S. 65.

2) Einleitung S. 10, S. 2, S. 5.

Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit.¹⁾ Ja, selbst die Bezeichnung der Sprache als einer Offenbarungsform oder als eines irgendwie Secundären im Verhältniß zur Intellectualität trifft nicht genau die Wahrheit. Sie entspringt aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie „besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende Selbstthätigkeit;“ man „könnte die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen.“ „Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht.“²⁾ Aus dieser Identität aber und dieser Primogenitur folgt endlich, daß die Sprache auch unter allen Aeußerungen, an denen Geist und Charakter der Nationen erkennbar sind, die allein geeignete ist, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Und so gilt es mithin, die Sprachen „als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwicklung“ zu betrachten und Sprachverschiedenheit und Erzeugung menschlicher Geisteskraft in beständigem Zusammenhang als zwei sich gegenseitig bedingende und gegenseitig aufhellende Erscheinungen zu fassen.³⁾

Ohne Zweifel nun ist dies ein hochgegriffener, ja der denkbar höchste Gesichtspunkt für die Sprachwissenschaft. Er ist es, mit dessen praktischer Durchführung, wie wir an einer früheren Stelle andeuteten, auch der Gegensatz eines menschlichen und göttlichen Ursprungs der Sprachen sich noch anders als durch das bloße Wort ihrer Einheit auflöst. Aus ihm heraus wird vollständig begreiflich, wie sich für Humboldt in der Sprache der alte Traum von einer „vergleichenden Anthropologie“ und von dem philosophisch-historischen „Bilde der Menschheit“ erfüllte. Auch ist Humboldt diesem Gesichtspunkt niemals untreu geworden. Die ganze „Einleitung“ hält ihn fest; er ist der leitende Faden, welcher durch alle seine linguistischen Arbeiten sich hindurchzieht. Der ganze Umfang und die Tiefe, welche die Sprachwissenschaft dadurch erhält, ist am voll-

1) Briefwechsel mit Schiller S. 41; Einleitung S. 5, S. 36. 37.

2) Einleitung S. 5, S. 33 und S. 38.

3) Ebenbas. S. 39 und S. 3. Ueber die Consequenzen und die praktische Verwerthung dieser Ansicht siehe weiter unten, Viertes Buch, zweite Hälfte.

ständigsten und am präciseften zu Anfang des Paragraphen ausgesprochen, welcher den Abschnitt: „Ueber die Sprachen der Südsee-Inseln“ in dem großen Kawi-Werke einleitet. „Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbau's aufzusuchen, sie in ihrer wesentlichen Beschaffenheit zu schildern, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit, von richtig gewählten Standpunkten aus, auf eine einfachere Weise zu ordnen, den Quellen jener Verschiedenheit, sowie ihrem Einfluß auf die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Sprechenden nachzugehen und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwicklung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen, sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen, — das ist das wichtige und vielumfassende Geschäft der allgemeinen Sprachkunde.“

Allein je höher wir es anschlagen mögen, daß Humboldt sich bei keinem niederen als dem geschichtsphilosophischen Gesichtspunkte beruhigte, desto unbefriedigter läßt uns vielleicht die Art und das Maaf, wonach er denselben zur Geltung bringt. Indem die menschliche Geisteskraft die Angel ist, durch welche die Sprache mit der Geschichte zusammenhängen soll, so wird von hier aus nur wenig zu concreteren Bestimmungen fortgeschritten. Von dem Reichthum der geschichtlichen Mächte und ihrer Bewegung erscheint uns fast nur die Seite der intellectuellen Entwicklung. Es erscheint weniger noch die Entwicklung als das allgemeine Wesen des Geistes. Nur an einem ganz dünnen Faden sehen wir die Sprache mit der lebendigen Bewegung der Völker in Schicksalen und Thaten zusammenhängen. Es wird ausdrücklich versichert, daß sich die Sprache nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeußerungen des Völkerlebens in Verbindung bringen lasse. (Es wird¹⁾ unmittelbar die Entwicklung der Sprache immer nur mit der geistigen Eigenthümlichkeit in Beziehung gesetzt und diese in der „inneren Stimmung des Gemüths“ gesucht. So tritt das laute Getreibe und das offene, realistische Geschehen des Völkerlebens in den Hintergrund; die Geschichte, von welcher hier die Rede ist, ist nur aus dem feinsten Stoff des innerlichen Lebens gewoben; Alles was, nach dem indischen, von Humboldt adoptirten Ausdruck, der „Irdischeit“ der

1) Einleitung S. 221.

Geschichte angehört, wird nur selten und auch dann nur in ganz allgemeiner Weise berücksichtigt. Es ist die Innerlichkeit und die von der Welt abgekehrte Gemüthsstille des späteren Humboldt, welche ihn nur in den höchsten Regionen der Menschengeschichte, nur da gleichsam verweilen läßt, wo Thaten und Schicksale entweder noch ungeboren oder bereits unsterblich geworden sind. Den Blick nicht sowohl nach dem Ziel als nach dem Grunde der menschlichen Dinge hinrichtend, betrachtet er die Geschichte wie eine zweite Natur. Seine Geschichtsphilosophie ist mehr eine Physiologie der Geschichte; sie steht mit dem Einen Fuße innerhalb der Wissenschaft, die er selbst einmal als die „Naturkunde des Geistes“ bezeichnet, und schreitet mit dem anderen nur kaum über die Schwelle der eigentlichen Geschichte.

Die Grundgesetze mithin der Physiologie des ewig Menschlichen, wie es in zeitlicher Erscheinung sich darstellt, faßt er auf und verweilt bei ihnen immer von Neuem mit immer gleich tiefer Empfindung. Die „Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich;“ der Plan dieser Weltregierung ist nur soweit zu verstehen, als man, über die Erscheinung hinaus, sich zur Wahrnehmung der Ideen erhebt, welche die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.¹⁾ Diese Ideen wurzeln sämmtlich in der unergründlichen Tiefe des menschlichen Wesens; sie sind Offenbarungen der menschlichen Geisteskraft. Mit ihnen aber wirken die unabänderlichen Bedingungen des menschlichen Daseins, mit der Freiheit wirkt die Natur zusammen.²⁾

Aus dieser Grundanschauung sofort fließt ein erstes geschichtsphilosophisches Grundgesetz. Der Gedanke wird von Humboldt wiederholt, welchen Kant in dem unvergleichlichen Aufsatz: „Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ entwickelt hatte. Es findet sich in der ganzen Oekonomie des Menschengeschlechts auf Erden, daß eben dasjenige, was seinen Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfniß hat, in der weiteren Entwicklung den ideellsten Zwecken dient. Die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen, das dadurch bedingte Hervorgehen der ge-

1) Ueber die Aufgabe etc., S. W. I. 18. 19.

2) Ebendas. S. 19; Ankündigung a. a. D. S. 489.

bildeten, welche ebendamit zu Trägern gesteigerter Geisteskraft werden, ist ein Beleg dieser universellen Erscheinung, und es stellt sich auch von geschichtsphilosophischem Gesichtspunkt die Einheit der zwei, zuerst unterschiedenen Theile der Sprachwissenschaft dar.¹⁾

Nicht minder ist die Sprache ein Spiegel eines anderen großen physiologischen Gesetzes, welches ganz dem ideellen Theil der Geschichte angehört. „Das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, besteht aus zwei einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen,“ nämlich „dem immer abbrechenden Leben der Individuen und der Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten,“ oder, wie es ein andermal heißt, aus demjenigen, „was eine Folge der allgemeinen Natur des Menschen ist und demjenigen, was aus dem Entschluß, der Willkür und dem Geschick der Individualität hervorgeht.“²⁾ Von dieser widerstreitenden Zusammenstimmung, wie gesagt, ist abermals die Sprache eine lebendige Illustration. Nichts ist individueller und mehr dem Moment angehörig, als das Sprechen, und

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium a. a. D. S. 267. 268; vergl. Anfündigung a. a. D. S. 485 ff.

2) Einleitung S. 25. Brief an Göthe, Neue Jenaische Literaturzeitung 1843 No. 2 und bei Schlesier, II. 470; vergl. Prüfung der Untersuchungen 2c., S. W. II. 120. Am vollständigsten vielleicht in einem Briefe an die Wolzogen (a. a. D. II. 45). „Es ist,“ heißt es hier unter Anderm, „eine bewundernswürdige und die Betrachtung großartig anziehende Anordnung, daß, indem das Wirken jedes Einzelnen immer vorübergehend und kurzdauernd ist, es nun doch Mittel giebt, die das Wirken fortpflanzen und sogar gewissermaassen verewigen, und daß, indem das Schicksal der Einzelnen lauter abgerissene Fäden bildet, wir wieder sehr lange und in sichtbarem, auch idealischem Zusammenhange durch große Theile der Erdgeschichte gehn, so daß sich daraus ein dem Ganzen des Menschengeschlechts und dem Planeten selbst angehörender Zusammenhang bildet. Der Einzelne scheint nur für diesen Zusammenhang dagewesen zu sein, an dem er aber weiter nicht theilnimmt. Auf das Leben, das er geführt hat, übt dieser Zusammenhang allerdings großen Einfluß aus, indem er die Lage bestimmt, in der jeder Neugeborne in die Welt eintritt. Voll benutzt wird aber dieser Zusammenhang nur von dem, der ihn im Geiste überschaut, und es leuchtet daher doch daraus hervor, daß in der Absicht der Weltordnung dennoch der Gedanke, was er erfasst und hervorbringt, das Wichtigste ist. Der Gedanke aber ist nur im Individuum vorhanden, und so ist der letzte Zweck nur in diesem.“ — Auch in den „Briefen an eine Freundin“ giebt es zahlreiche Parallelen zu dieser Ausführung.

nichts zugleich bedingter durch das Ganze der Nation und des gesammten Geschlechtes, nichts abhängiger von der Vergangenheit als die Sprache. ¹⁾)

Je weniger nun aber Humboldt nach der durchgehenden Eigenthümlichkeit seines Wesens sich entbrechen konnte, von jenen beiden Richtungen in dem Gewebe der Weltgeschichte „das Individuelle für die Hauptsache anzusehen,“ mit um so größerer Vorliebe macht er endlich auf ein drittes Gesetz aufmerksam, welches sich in der Geschichte manifestire. Es ist charakteristisch für den Mann, der auch die Arbeit des Gedankens sich zum Genuß zuzubereiten verstand, daß eine Anzahl von Ideen als Lieblingsideen von ihm gehegt und gepflegt wurden. Eine dieser Lieblingsideen begegnet uns hier. Die Geschichte nämlich ist das Resultat von Freiheit und Naturnothwendigkeit, von dem Leben der Individuen und dem Leben des Ganzen. Allein zu diesen beiden, sich zum Theil bereits deckenden und kreuzenden Erscheinungen kommt eine dritte, noch höhere Erscheinung, eine gesteigerte Wiederholung eben dieser Gegensätzlichkeit der historischen Potenzen. Es giebt nämlich eine höchste Erscheinung der menschlichen Freiheit und der menschlichen Individualität, eine strahlendste Bewährung der ideellen die Geschichte durchwaltenden Mächte. In dem Causalnexus der menschlichen Dinge giebt es Einen Theil, der sich genügend, ätiologisch, erklären läßt. Allein durchkreuzt ist dieses Gebiet von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte. Das Wirken der menschlichen Geisteskraft setzt sich zum Theil in einem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten historischen Niederschlag ab; allein daneben macht sich diese Kraft zuweilen in unerwarteten und unerklärlichen Erweisungen geltend, Leben fortpflanzend, weil sie aus vollem Leben hervorgehn, erzeugt durch den „anfachenden Odem des Genie's in Einzelnen oder ganzen Völkern.“ ²⁾) Mannigfache Erscheinungen beweisen diese Thatsache. So war z. B. die Algebra eine solche neue

1) Einleitung § 5 und 6; vergl. oben S. 498 ff.

2) Einleitung § 2. § 4. Ueber die Aufgabe ic., I. 17, 18, 20; vergl. aus früherer Zeit z. B. Ueber den Geschlechtsunterschied, G. W. IV. 277. Wie sehr übrigens auch auf die Ausbildung dieses Lieblingsgedankens Kant auf Humboldt eingewirkt haben dürfte, wird Jedem einleuchten, dem die Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft im Gedächtniß ist.

genialische und wunderbare Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes. So das Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, so die plötzliche Entwicklung freier und sich doch wieder in Schranken haltender Individualität in Griechenland. So allemal, so oft genialische Individuen oder ganze Völker dem Menschengeschlechte eine neue Richtung ertheilen. Nirgends sichtbarer aber offenbart sich diese Erscheinung als in den Sprachen. In der Geschichte aller Sprachen bildet die Einführung der Schrift ein derartiges epochemachendes Ereigniß.¹⁾ Ein anderes Beispiel ist das Entstehen der romanischen aus den Trümmern der römischen Sprache.²⁾ Eben dieses Gesetz aber setzt überhaupt der Erklärung des historischen Entstehens einer vollkommeneren aus der unvollkommeneren Sprache bestimmte Grenzen. Gerade darum muß man nach Humboldt darauf verzichten, eine allmähliche Entwicklung der Sanskrit-Sprache aus der Chinesischen nachzuweisen³⁾ und sich begnügen, beide nur ideal als Stufen gelungener Sprachbildung zu betrachten.

So lenkt die Geschichtsphilosophie Humboldt's, mit dem starken Accent, den sie auf die Bedeutung des Originellen und Genialischen legt, aus der Geschichte in die Metaphysik zurück und schiebt die zeitlichen Dimensionen der Geschichte auf einen ideellen Raum, zu Unterschieden und Stufen der Idee zusammen.

1) Ueber den Zusammenhang *ic.*, G. W. VI. 429 ff.

2) Einleitung S. 13.

3) Ebendas. S. 17.